

# Über Beziehungen von Hausform und Volkstum

Untersucht an Formen bäuerlichen Hausbaues im westl. Tirol

Von

H. Wopfner.





Abb. 1. Haus in Ladis (Oberinntal).

(Aus Wopfner, Hausformen, Mitteil. d. Vereins f. Heimatschutz, Jg. 1918.)



## I. Einleitung.

Die Anfänge der Hausforschung fallen in die Zeit der Romantik, welche bei ihrer starken soziologischen Einstellung geneigt war, allen Verbänden mit bedeutender geschichtlicher Vergangenheit, so auch den Stammesverbänden, große Einwirkung auf dem Gebiete des Kulturlebens zuzuschreiben. Damals wollte man auch im volkstümlichen Haus den Ausdruck der Stammeseigenart erkennen. Der Rationalismus und die Vorherrschaft einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, wie sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder stärker hervortreten, äußert sich auf dem Gebiet der Hausforschung in einer starken Betonung der äußeren Bedingungen des Hausbaues, wie sie in Klima, Bodenform, Baustoff, Wirtschaft usw. gegeben erscheinen; das mehr irrationale Element des Volkstums und seiner Eigenart tritt jetzt in der Betrachtung zurück. Neben Germanisten und Volkskundlern beteiligen sich jetzt die Geographen an der Hausforschung. Im Bereich der Hausforschung in den Ostalpen legt der damals bedeutendste Hausforscher Österreichs, Bancalari, das Schwergewicht auf die äußeren, geographischen Bedingungen des Hausbaues. Während man in den Anfängen der Hausforschung ohne genügende Kenntnis der Hausformen und ihrer Verbreitung im Haus einen Ausdruck des Volkstums sehen wollte, ist man nunmehr der entgegengesetzten Einseitigkeit verfallen, die Bedeutung des Volkstums und seiner geschichtlich bedingten Eigenart zu unterschätzen.

Will man die Einwirkung des Volkstums auf den Hausbau feststellen, so wird vorerst zu untersuchen sein, ob die

Grenzen des Volkstums mit den Grenzen bestimmter Hausformen zusammentreffen. Nun hat ja in einer Reihe von Fällen ein solches Zusammentreffen sich beobachten lassen. Peßler zeigt beispielsweise, daß die Grenzen der Ausbreitung des sogenannten sächsischen Hauses mehrfach mit der Grenze niederdeutscher und hochdeutscher Mundart sich decken; sächsische Kolonisten haben ihre Hausform in ihre neue Heimat mitgenommen, mittel- und oberdeutsche Kolonisten haben ihre heimische Hausform in das Kolonialland übertragen<sup>1)</sup>. Freilich darf man nicht in dem Sinn von einem nationalen Hause sprechen, daß etwa Völker und Stämme, gleichwie sie ihre eigene Sprache oder ihre Dialekte besitzen, jeweils auch eine eigenartige Hausform zur Ausbildung bringen müssen<sup>2)</sup>. Es kann daher auch nicht allgemein ein Zusammenfallen von Hausformgebieten und Siedlungsgebieten erwartet werden. Das entwickeltere Haus eines Volkes auf höherer Kulturstufe hat die Neigung, sich über sein nationales Entstehungsgebiet hinaus auszuweiten in Gebiete, zu denen lebhaftere Verkehrsbeziehungen bestehen. Die sogenannte mitteldeutsche oder fränkische Hausform hat sich weite Gebiete im Osten und Süden erobert und hat hier etwa vorhandene nationale Hausformen verdrängt. Das Verbreitungsgebiet der mitteldeutschen Hausformen erstreckt sich sogar weit über das deutsche Siedlungsgebiet hinaus. Ein Volk, das sich im Siedlungsgebiet eines unterworfenen fremden Volkes niederläßt, nimmt andererseits häufig den Hausbau des unterworfenen Volkes ganz oder teilweise an, wenn derselbe den äußeren Bedingungen des Siedlungsgebietes sich besser anpaßt und vielleicht auch wohnlicher erscheint, als das vom siegreichen Volke bisher

<sup>1)</sup> Haustypengebiete im deutschen Reich. Deutsche Erde 6. Jg., S. 16; das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906, S. 171 ff. Über ähnliches Zusammentreffen sprachlicher Grenzen und der Grenzen von Bauformen vergl. z. B. Hunziker, Schweizer Haus VIII. S. 30 ff. Vergl. ferner Lauffer, Das deutsche Haus. 40.

<sup>2)</sup> Vergl. Meringer, Das deutsche Haus. Natur und Geisteswelt 116. B. (1906) S. 2.

gebaute Haus. Im allgemeinen aber erweisen sich die bestehenden Hausformen eines Gebietes gegenüber fremden Formen — selbst wenn diese dem Wohnbedürfnis und der Wirtschaft objektiv besser entsprechen als erstere — widerstandsfähiger, als man vielleicht von vorneherein anerkennen möchte. Ältere, einer tieferen Kulturstufe entsprechende Bauformen behaupten sich zähe neben später eindringenden Formen höherer Entwicklung; ja die Hausform eines Volkes vermag sich zuweilen in Gebieten zu behaupten, wo das Volk als solches sein wesentlichstes äußeres Merkmal, seine Sprache, nicht zu behaupten vermochte<sup>1</sup>). In diesem Fall vermag unter Umständen das Verbreitungsgebiet einer Hausform Zeugnis abzulegen für das einstige Siedlungsgebiet eines Volkes; das Haus wird zum Denkmal des alten verschwundenen Volkstums. Die Hausforschung kann in solchem Fall der Siedlungsgeschichte umso willkommenere Hilfe leisten, je schlechter es mit den eigentlichen geschichtlichen Quellen des Siedlungsverlaufes bestellt ist.

Diese Adoption der Hausform eines fremden Volkes kann andererseits eine so vollständige sein, daß bei weiterer Ausbreitung und kolonisatorischer Tätigkeit die adoptierte Hausform in das neue Siedlungsgebiet mitgenommen wird; sie erscheint dann gegenüber den dortselbst bodenständigen Hausformen als die nationale Hausform des kolonisierten Volkes<sup>2</sup>). Es wird zumeist schwer feststellbar sein, wie weit eine Hausform, die heute einem bestimmten Volke eigen ist, als Schöpfung der Eigenart dieses Volkes betrachtet werden darf oder auf Entlehnung von anderen Völkern zurückgeht.

<sup>1</sup>) So sind z. B. in der romanischen Ostschweiz eingestreute schwäbische Siedlungen der Sprache nach romanisiert worden, das schwäbische Haus aber vermochte sich zu behaupten. Vergl. hierüber Hunziker. Schweizer Haus VIII. (1914) S. 7. Über deutsche Hausformen im Gebiet der heute schon stark verwälschten „Sieben Gemeinden“, vergl. A. Baragiola, La casa villereccia delle colonie Tedesche Veneto Tridentine (Bergamo 1908) S. 20 ff.

<sup>2</sup>) Vergl. hiezu die Ausführungen bei Grund. Die Veränderungen der Topographie im Wiener Wald und Wiener Becken. Geograph. Abhandlungen, hersgb. von A. Penck. VIII. (1901) Heft 1, S. 96.

Vielfach wird eine Mischung von Eigenem und Fremdem platzgreifen.

Bei der Untersuchung nationaler Eigenart einer Hausform werden wir uns vor Augen halten müssen, daß verschiedenartigste Faktoren auf den Hausbau einwirken. Als solche kommen Klima, Höhenlage, Gelände, Baustoff, Wirtschaft neben dem Kulturstand der Hausbauer in Betracht. Auf primitiven Stufen der Kultur führt die Gleichheit der äußeren Bedingungen zur Gleichartigkeit des Haustypus, man denke nur an die Anlage von gleichartigen Rundhütten, Pfahlbauten u. dergl. bei den verschiedensten Völkern. Andererseits bringt ein Wechsel dieser Faktoren auch Verschiedenartigkeit des Haustypus mit sich. Bei der Frage nach der nationalen Bedingtheit eines Haustypus werden daher all diese Faktoren in Rechnung gezogen werden müssen, wenn wir nicht den Fehler machen wollen, für nationale Eigenart anzusehen, was durch die Mannigfaltigkeit dieser Faktoren hervorgerufen wurde. Wir werden z. B. den Steinbau in den Alpen als typisch für das bäuerliche Haus der Romanen erst dann bezeichnen dürfen, wenn wir uns versichert haben, daß der Romane auch dort, wo ihm Holz in Fülle zu Gebote steht, den Steinbau bevorzugt. Allgemeiner gesprochen, wenn bei Gleichheit der oben genannten Faktoren des Hausbaues gleichwohl verschiedene Haustypen zu beobachten sind, wird mit der Möglichkeit einer Beeinflussung der Haustype durch das Volkstum zu rechnen sein.

Handelt es sich nun darum, für einen bestimmten Haustypus die Wahrscheinlichkeit seiner nationalen Bedingtheit zu erweisen, so ist hiebei nach der geographischen Methode vorzugehen. Es muß das Ausbreitungsgebiet des Typus festgestellt und sodann untersucht werden, ob die Ausbreitung eines bestimmten Volkes oder selbständigen Volksteiles in Gegenwart oder Vergangenheit mit dem Hausformengebiet in regelmäßigem Zusammenhang steht und in den Grenzen allseitig oder doch in bestimmten Rich-

tungen übereinstimmt. Die Haustypen- oder Hausformenkarte ist also ein notwendiger Behelf dieser Forschung. Die Hausformenkarte ist aber nicht nur für den Nachweis der Beziehungen zwischen Haustypengebiet und völkischem Siedlungsgebiet nötig, sondern ist auch für das Erkennen des Zusammenhanges der Hausformen mit anderweitigen, den Hausbau beeinflussenden Bedingungen sehr brauchbar. Die Haustypenkarte wird mit wirtschafts- und kultur-geographischen Karten zu vergleichen sein, um etwaige Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Hausbau besser überblicken zu können<sup>1)</sup>. Auch ein Vergleich der Hausformenkarte mit kartographischer Darstellung der Niederschlagsmengen und mit der geologischen Karte kann sich lehrreich gestalten. Man könnte dazu geneigt sein, eine Begünstigung des Mauerbaues für jene Gegenden vorauszusetzen, in welchen Kalk als Bindemittel leicht zu beschaffen ist, während man dementsprechend im Bereich kalkarmer Landschaften ein stärkeres Auftreten des Holzbaues erwarten würde. Dabei würde allerdings bereits die Voraussetzung gemacht werden, daß entsprechend der heutigen Technik Kalk das allgemein übliche Bindemittel auch in früheren Zeiten des Mauerbaues war; diese Voraussetzung träfe insofern nicht zu, weil in manchen Gegenden alten Mauerbaues, so im unteren Eisaktal Südtirols bei älteren Häusern häufig sehr dicke Mauern sich finden, bei denen Lehm als Bindemittel angewandt wurde. Aber auch Haustypengebiete, in welchen seit alters der Kalk als Bindemittel zur Anwendung kam, fallen mit Landschaften zusammen, in welchem zufolge der vorherrschenden Gesteinsarten Kalk nur spärlich und ausnahmsweise zur Verfügung steht, während andererseits wieder in Gebieten mit reichlichem Kalkvorkommen der Holzbau vorherrscht.

<sup>1)</sup> Besondere Verdienste um diese Art der Forschung hat sich W. Peßler erworben. Vergl. seinen Aufsatz: Grundbegriffe volkstumkundlicher Landkarten (Volk und Rasse, I. Jg., 1926, S. 32 ff.). Vergl. auch seine „Grundzüge zu einer Sach-Geographie der deutschen Volkskunst. Jahrbuch f. histor. Volkskunde. II. (1926), S. 44 ff.

In ähnlicher Weise emanzipiert sich der Hausbau zum Teil auch von den klimatischen Verhältnissen. Das Flachdach, welches das Vorkommen von Langhölzern (Fichten-, Lärchen- und Tannenwäldern) zur Voraussetzung hat, ist für Gegenden mit reichlichen Niederschlägen insoferne weniger geeignet, als der Schnee auf ihm länger liegen bleibt als auf dem Steildach und die eindringende Feuchtigkeit ein rascheres Verderben der Dachdecke mit sich bringt. Gleichwohl besitzt das Flachdach im nördlichen Teil der Alpen und namentlich im niederschlagsreichen Nordrand der Alpen stärkere und regelmäßige Verbreitung als im Pustertal<sup>1)</sup>, dessen Niederschlagsreichtum geringer ist als jener der Alpenrandgebiete<sup>2)</sup>. Die starke Verbreitung des Flachdaches in den Alpen kann demnach nicht einseitig aus der Anpassung an äußere Bedingungen erklärt werden.

Für einzelne Teile des deutschen Siedlungsgebietes ist die Hausforschung bereits soweit vorgeschritten, daß eine verlässliche Abgrenzung von Hausformen- oder Typengebieten vorgenommen werden konnte. Als Muster einer Untersuchung der Hausformen nach ihrer geographischen Verbreitung kann die Arbeit von Willi Peßler, „Das altsächsische Bauernhaus“ in seiner geographischen Verbreitung (1906)“ bezeichnet werden, das die Grenzen der Verbreitung des sächsischen Hauses in sorgfältiger Weise feststellte. Derselbe Verfasser gibt auch im Jahrgang 1908 der Zeitschrift „Deutsche Erde“ eine Karte der Haustypengebiete im Deutschen Reich. Mit dem Haus Österreich-Ungarns befaßte sich zuerst die „Hausformenkarte“ Anton Dachlers. Sie erschien in dem vom österreichischen Ingenieur- und Architektenverein herausgegebenen Werke: Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn (Dresden 1901—1906). Eine

<sup>1)</sup> Die Umgebung von Bruneck besitzt zahlreiche Häuser mit Steildächern.

<sup>2)</sup> Unterschiede in der Heftigkeit der Stürme können für die Anwendung von Flachdach und Steildach in den angegebenen Gebieten nicht in Betracht kommen.

Erläuterung derselben aus der Feder Dachlers findet sich in dem zum vorgenannten Werk gehörigen Textband<sup>1)</sup>. In der Zeitschrift für österreichische Volkskunde<sup>2)</sup> ließ Dachler abermals eine „Karte der österreichischen Bauernhausformen“ erscheinen, welcher die vorhin erwähnte Karte zu Grunde gelegt wurde. Im Wesen eine Wiederholung der zweiten Dachler'schen Karte ist die Karte der Bauernhausformen, die Krebs in bedeutend verkleinertem Maßstab in der ersten Auflage seiner „Länderkunde der österreichischen Alpen“ (Stuttgart 1913) auf Seite 175 des Textes gibt.

So sehr die Forschungen Dachlers Anerkennung verdienen, muß doch betont werden, daß der Stand der Hausforschung in Österreich, was die Behandlung des Problems nach der geographischen Seite hin betrifft, eine verlässliche Abgrenzung der Typen noch heute sehr erschwert. Ich glaube, Dachler hat sich einem zu großen Optimismus hingeeben, wenn er damals schon die Ansicht aussprach: „Die Verbreitung bestimmter Typen ist in ihrem Umfang bereits soweit bekannt, daß es in der Regel nur einer genaueren Festlegung der Grenze bedarf“<sup>3)</sup>.

Was insbesondere Tirol betrifft, so ist weder die Kenntnis der Haustypen und noch viel weniger die Kenntnis von den Typengebieten und ihrer Abgrenzung eine ausreichende. Die Hausformenkarten Dachlers, soweit sie sich auf Tirol beziehen, bauen sich anscheinend nicht so sehr auf eigener Kenntnis Dachlers von den Hausformen des Landes auf als auf der hauskundlichen Literatur. In dieser aber mangelt es an einem systematischen Vorgehen nach der geographischen Methode. Am stärksten tritt der Gesichtspunkt der Ausbreitung einzelner Typen bei Bancalari's<sup>4)</sup> Forschungen

<sup>1)</sup> Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten. Dresden 1906. S. 64—90.

<sup>2)</sup> Supplementheft VI zum 15. B. (1909).

<sup>3)</sup> Zeitschr. f. österr. Volkskunde a. a. O. S. 4.

<sup>4)</sup> Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen (Zeitschr. d. deutschen u. österreichischen Alpenvereines, Jg. 1893, S. 128 ff.).

in den Vordergrund. Bancalari erklärt sich zwar außer Stande, eine genaue, ausführliche Typenkarte zu bieten<sup>1)</sup>, glaubt aber immerhin eine Skizze der geographischen Verteilung der ostalpinen Hausformen geben zu können. Ältere Arbeiten auf dem Gebiet der tirolischen Hausforschung, so vor allem das große Werk von Deininger<sup>2)</sup>, befassen sich in erster Linie mit der Beschreibung des Hauses ohne auf das geographische Moment der Ausbreitung bestimmter Typen näher einzugehen. In letzter Zeit haben Krebs in der Neuauflage seines oben genannten vortrefflichen Werkes, das nunmehr den Titel führt: Die Ostalpen und das heutige Österreich (Stuttgart 1928, S. 199) und A. Haberlandt in einer Abhandlung: Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiet (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 31. Jg., 1926) neuerdings Versuche unternommen, unter Heranziehung neuerer Literatur Haustypenkarten herzustellen. Ich will hier nicht gegen Einzelheiten in der Abgrenzung der Typengebiete Stellung nehmen, sondern nur grundsätzliche Bedenken gegen die Verlässlichkeit dieser Typenkarten geltend machen, soweit sie sich auf weniger durchforschte Gebiete beziehen. Für das nördliche Deutschland mit seiner beschränkten Anzahl unter sich zumeist verwandter Formen ist eine solche Typenkarte bei dem guten Stand der Vorarbeiten durchführbar. Im Bereich der Ostalpen und namentlich im tirolischen Gebiet ist die Herstellung einer Typenkarte im Sinne der Abgrenzung von einzelnen Hausgebieten derzeit noch mit schwer überwindbaren Hemmnissen verbunden. Die große kulturelle Mannigfaltigkeit der einzelnen Alpenlandschaften, die in erster Linie wohl mit ihrer relativ starken, wechselseitigen Abschließung zusammenhängt, äußert sich auch in großer Mannigfaltigkeit der Hausformen. Die Abschließung begünstigt die Entwicklung selbständiger Formen. Größere Gebiete, die eine Mehrheit solcher Landschaften zusammenfassen, besitzen bereits

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 141.

<sup>2)</sup> Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Wien (ohne Jahr).

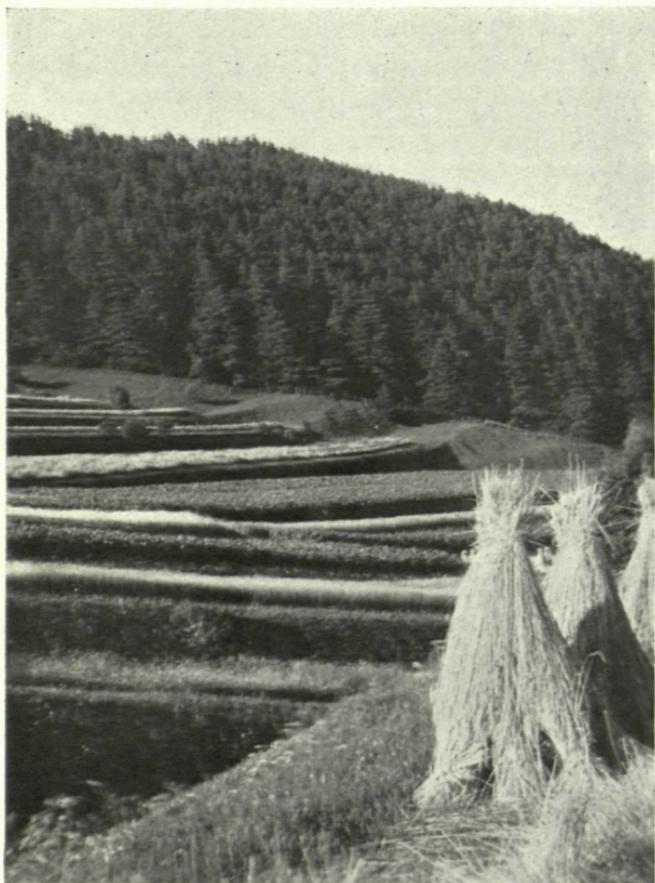


Abb. 2. Ackerterrassen in einem Flurteil (Osteräcker) der Gemeinde  
Natters bei Innsbruck.

(Aus „Wopfners Bergfahrten“. Im Verlage der Vereinsbuchhandlung, Innsbruck.)



eine erhebliche Mannigfaltigkeit der Formen. Die erwähnte Verkehrsarmut war schließlich doch nicht stark genug, daß nicht im Laufe der Zeit eine Durchdringung der einzelnen Landschaften mit verschiedenen Bauformen und die Entstehung von Mischformen erfolgt wäre. Der Herstellung von Karten der Hausformen erwächst nun die Aufgabe, diese Mannigfaltigkeit auf der Karte zum Ausdruck zu bringen. Wie dies geschehen kann, darüber gibt W. Peßler<sup>1)</sup> wertvolle Winke. Der kartographischen Darstellung muß natürlich die Feststellung vorausgehen, ob eine Hausform in einem Gebiet als vorherrschend bezeichnet werden darf oder nicht, sodann ob es sich bei den Hausformen des Gebietes um Reinformen oder Mischformen handelt. Die Karten bei Haberlandt wie die bei Krebs bezeichnen beispielsweise auf Grund meiner Arbeiten das Engadiner oder rätoromanische Haus als den Haustypus des Obervinschgaues und des Inntales ober Landeck. In einer Reihe alter, eng gebauter Dorfsiedlungen tritt in der Tat diese Hausform auffallend hervor und gibt dem Dorfbild eine charakteristische Eigenart. Sie fehlt aber in diesem Gebiet bei den Einzelhöfen und bei den jüngeren Dorf- und Weilersiedlungen, wie sie namentlich die Nebentäler aufweisen. Auch in den alten Dörfern finden wir neben der rätoromanischen Hausform als Reinform noch Mischformen und andersartige Reinformen. Die Karte ist daher nur soweit richtig als sie ein Gebiet relativ häufigen Auftretens des rätoromanischen Hauses abgrenzt; unrichtig wäre es aber, aus der Karte das Vorherrschen dieser Hausformen im angegebenen Gebiet entnehmen zu wollen. Um den vorherrschenden Typus festzustellen, müßte erst festgestellt werden, welche unter den im Gebiet verbreiteten volkstümlichen Hausformen die relativ größte Zahl von Vertretern besitzt.

Der Herstellung einer Karte der Hausformen müßte ferner die Feststellung vorausgehen, welche von den ver-

<sup>1)</sup> Grundbegriffe volkstümlicher Landkarten. Volk und Rasse I. Jg. 1926, S. 32 ff.

schiedenen, im Gebiet verbreiteten Hausformen unter einander eine nähere, entwicklungsgeschichtlich bedingte Verwandtschaft aufweisen. Je nach der Stärke der Aufnahme fremder Elemente wäre zwischen Reinformen und Mischformen zu scheiden, denn auch Reinformen werden im Lauf ihrer Entwicklung durch Einwirkung fremder Formen beeinflusst und es kann daher nur von der Stärke dieses Einflusses abhängen, ob wir im gegebenen Einzelfall noch von einer Reinform oder einer Mischform sprechen wollen. Jedenfalls muß also durch Vergleich der verschiedenen Formen ihr entwicklungsgeschichtliches Verhältnis sowie ihre Zugehörigkeit zu den einzelnen Reinformen beziehungsweise ihre Verwandtschaft mit denselben festgestellt werden. Erst nach einer solchen Klassifizierung der vorhandenen Formen kämen wir in die Lage, die Vorherrschaft eines Typus oder das Nebeneinander mehrerer Typen festzustellen. Ich habe in einer Untersuchung „Über Hausformen des Wipptales“<sup>1)</sup> gezeigt, daß in diesem verhältnismäßig beschränkten Gebiet eine Fülle von Hausformen auftritt, die sich einerseits aus dem Nebeneinander älterer und jüngerer Entwicklungsstadien einer und derselben Hausform, andererseits aus der Erhaltung verschiedener älterer, teils bodenständiger, teils von außen eingedrungener Formen erklärt.

Wenn daher in den von Krebs und Haberlandt gegebenen Karten, Haustypengebiete abgegrenzt werden, so erscheint mir dies beim gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis von den Hausformen und ihren wechselseitigen Beziehungen wenigstens für die Ostalpenländer als verfrüht. Der Mangel an Untersuchungen über die Entwicklung unserer Hausformen muß erst behoben werden.

Die folgende Untersuchung wendet sich einer Hausform zu, die in der Ostschweiz und im westlichen Tirol sich

---

<sup>1)</sup> Erschienen in Schlern-Schriften. Festschrift für K. Fisch-  
naler) S 12 ff.

ausgebreitet und die Formenentwicklung in diesen Gebieten mannigfach beeinflußt hat<sup>1)</sup>).

## II. Das rätoromanische Haus und seine Entwicklung auf dem Boden Westtirols.

Die Feststellung der in Westtirol herrschenden Typen ist durch die verwirrende Mannigfaltigkeit der Einzelformen erschwert. Wenn wir zu Westtirol vor allem Oberinntal und Obervinschgau zählen, so ist hier die anscheinende Regellosigkeit der Formen durch die Hausteilungen besonders gefördert worden. Die Güter- und Hausteilungen waren besonders im Westen und Süden Tirols im Gegensatz zum Anerbenrecht des Unterinntals üblich und sind es zum Teil heute noch. Heute ist eine Realteilung der Häuser in mehr als zwei Teile verboten. Der Umstand, daß zufolge einer Hausteilung mehrere Eigentümer eines Realteiles mit ihren Familien im Hause wohnten und wirtschafteten, erzeugte das Bedürfnis zu mannigfaltigen Umbauten und Zubauten an Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Durch solche Teilungen und Umbauten, die oft schon seit Jahrhunderten bestehen, wurde der ursprüngliche Typus des Hauses, soweit er sich im Grundriß und der äußeren Gestalt des Hauses zeigt, stark verwischt; die Bauweise erscheint willkürlich und regellos, man möchte oft urteilen, daß an diesen Hausbauten nichts typisch sei als Regellosigkeit und Willkür. So entstand beispielsweise durch die Teilung zweier Höfe in der Fraktion Fora (Gemeinde St. Martin am Vorberg, am sonnseitigen Hang des Vinschgaues gelegen)

<sup>1)</sup> Zur Unterstützung der folgenden Ausführungen verweise ich auf meine Arbeiten auf dem Gebiete der tirolischen Hausforschung:

a) Formen des bäuerlichen Hausbaues in Tirol. Mitteilungen des Vereines für Heimatschutz in Tirol, 2. und 3. Jg., Innsbruck 1918 und 1919.

b) Das Tiroler Bauernhaus. Erschienen in: „Ein Buch für das Tiroler Haus“ von Josef Steger, Innsbruck 1923.

c) Über eine alte Form des alpinen Hausbaues. Wiener Zeitschrift f. Volkskunde. 30. Jg. Wien 1925.

d) Über Hausformen des Wipptales. Schlern-Schriften 12. Innsbruck 1927. (Festschrift f. K. Fischnaler).

in sieben Teile, die um 1910 sich auf fünf vermindert hatten, ein schier unübersehbares Gewirr neben einander und ineinander gebauter Hausteile, das ich auch bei den von den Wohnbauten getrennten Wirtschaftsräumen wiederfand. Der herrschende Haustypus jener Gegend war nur noch in der Trennung von Wohngebäude und Wirtschaftsgebäude und in gewisser Eigenart der Anlage des letzteren wiederzuerkennen<sup>1)</sup>:

Trotz der scheinbaren Willkür der Formen werden nun bei eingehenderer Betrachtung doch hinter der Vielheit der individuellen Erscheinungen die ursprünglichen typischen Grundformen erkennbar. Eine dieser Grundformen, die wir im Oberinntal und Vinschgau finden, ist gleichartig dem eigenartigen Haustypus, den die alten Hausbauten der romanischen Landschaften Graubündens, vor allem des schweizerischen Inntals oder Engadins und des schweizerischen Münstertals aufweisen. Eine ausführliche Beschreibung dieser Hausform nach ihrem Vorkommen in Graubünden gibt Hunziker, der sie als „rätoromanische“ bezeichnet hat<sup>2)</sup>.

Bei den westtirolischen Vertretern dieses Haustypus ist wie bei den graubündnerischen der Wohnteil des Hauses gemauert, selbst das Giebfeld erscheint öfters vermauert<sup>3)</sup>. (vergl. Abb. 1 der Beilage 1). Nur ganz ausnahmsweise erscheinen Häuser dieser Art im Holzbau<sup>4)</sup>. Das Dach ist im Gegensatz zu dem in Tirol vorwiegenden flachen Legschindeldach ein etwas steileres Bretterdach; im Übrigen entspricht die Dachkonstruktion der in Tirol herrschenden: Die „roafen“

<sup>1)</sup> Beispiele der Einwirkung von Hausteilungen auf die Hausform gibt R. Plangg, Bäuerl. Wohnverhältnisse im Oberinntal. Tiroler Heimatblätter 1927, S. 85 ff.

<sup>2)</sup> Vergl. Hunziker, das Schweizer Haus III., S. 1 ff., 31, 222 ff.; über die Berechtigung dieser auf ethnographische Zusammenhänge deutenden Bezeichnung vgl. die Ausführungen in Kap. III vorliegender Arbeit sowie Hunziker VIII., S. 7.

<sup>3)</sup> Über die Anwendung des Steinbaues beim rätoromanischen Haus Graubündens vergl. Hunziker a. a. O. III., S. 226.

<sup>4)</sup> Z. B. Haus Nr. 37 in Tobadill w. Landeck.

(Sparren) werden von einem Firstbaum (*firscht*) und zwei bis sechs Pfetten (*beifirschten*) getragen.

Den typischen Grundriß gibt Fig. 1 wieder. Ein charakteristischer großer, auf der Giebelseite gelegener Torbogen führt in einen breiten, zuweilen die ganze Hälfte des Erdgeschosses einnehmenden Flur, die andere Hälfte nehmen Stube,

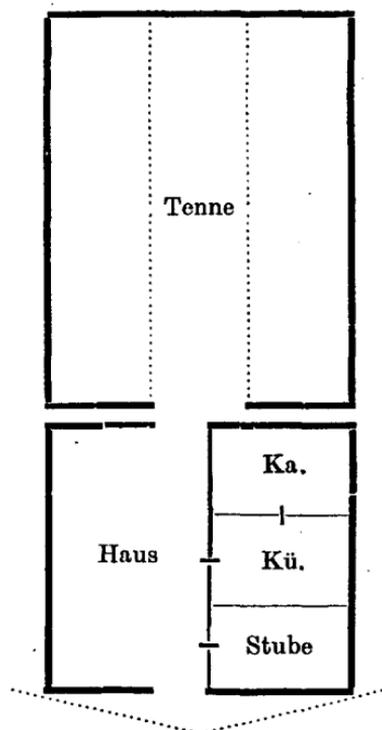


Fig. 1

Rätoromanisches Seitenflurhaus.

Küche und Vorratskammer, in der Richtung der Firstlinie hintereinander angeordnet, ein; Stube und Küche besitzen untereinander keine Verbindung, sondern sind nur vom Flur her zugänglich. Küche und Kammer sind gewölbt. In den übergroßen, Raum verschwendenden Flur

wurden schon frühzeitig Kammern eingebaut<sup>1)</sup>, so daß aus dem ursprünglichen Seitenflurhaus ein Mittelflurhaus wurde (vergl. Fig. 2). Dieses Mittelflurhaus weist jedoch noch in manchen seiner Exemplare auf die ältere Anlage des Seitenflurhauses hin, indem der Grundriß des Wohnhauses ausgesprochen unsymmetrisch ist<sup>2)</sup>; da nämlich der alte Seitenflur die Hälfte der Hausbreite einnahm, die Kammern aber durch Aussparung aus diesem Flurraum gewonnen wurden, mußten dieselben schmaler werden als die Wohnräume zur anderen Seite des Flurs. Auch als Mittelflur behält der Flur eine auffallende Breite und das stattliche Rundtor; das Ausmaß für Tor und Flurbreite ist derart, daß der mit Heu oder Garben beladene Wagen durch das Wohnhaus hindurch in den hinter dem Haus gelegenen Stadl zu fahren vermag. Das Tor ist gewöhnlich zweiteilig, in einem der Torflügel öffnet sich, wenn die Flügel geschlossen sind, für die Fußgänger eine kleinere Türe<sup>3)</sup>.

Die Wirtschaftsgebäude, bestehend aus dem im Erdgeschoß gelegenen Stall und den darüber befindlichen Futterräumen, weisen bei den älteren Exemplaren dieses Typus konstruktive Selbständigkeit gegenüber dem Haupthaus auf. Häufig ist der Stadl derart hinter das Wohnhaus gestellt, daß die Firstlinie des Wirtschaftsgebäudes jene des Wohngebäudes fortsetzt. Ebenso bildet die Tenne die Fortsetzung des breiten Hausflurs, so daß der mit Heu oder Korn beladene Wagen durch den Flur seinen Weg zur Tenne nehmen kann. Auch der Zugang zum Stall geht bei älteren Häusern dieser Art durch das Wohnhaus und zwar durch einen geräumigen, im Keller gelegenen, flurartigen Raum, der bei den Romanen als „*curt*“, bei den Deutschen Tirols in wörtlicher Übersetzung dieses Ausdruckes als „*hof*“ bezeichnet wird. Von der Straße her führt ein Zugang auf geneigter

<sup>1)</sup> Vergl. Hunziker a. a. O. III., 239 ff.

<sup>2)</sup> Hunziker a. a. O. III. 239.

<sup>3)</sup> Hunziker a. a. O. III. 8.

Ebene zum Tor der *curt* hinab. Bei alten Häusern trifft man noch Wirtschaftsgebäude ganz aus Holz errichtet; das Erdgeschoß im Blockbau, das Obergeschoß aus unbehauenen Rundhölzern.

Das Hintereinanderstellen der konstruktiv selbständigen Gehöftteile, nämlich des Wohn- und Wirtschaftsgebäudes,

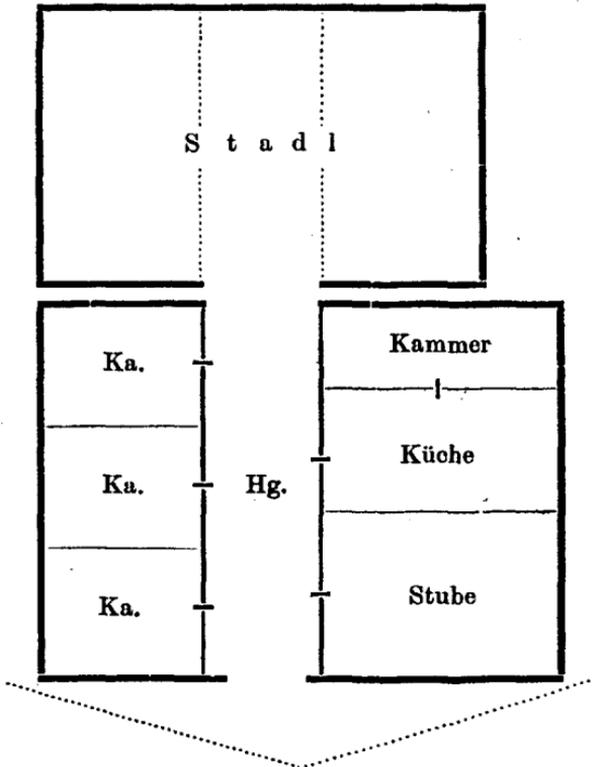


Fig. 2

Rätoromanisches Mittelflurhaus.

und die damit zusammenhängende Verlegung der Zugänge zu Stall und Futterräumen in das Wohnhaus ist aber wahrscheinlich durch die Ortsform verursacht. Bei den Graubündner Rätoromanen herrscht nämlich die Dorfsiedlung

mit geschlossener Bauweise, bei welcher ein Haus nach Stadtart eng an das andere gebaut erscheint. Die Ortsform ist häufig die des Straßendorfes, die meisten Häuser folgen einer einzigen, langen Straße. Auch in den an das graubündnerische Münstertal und Engadin angrenzenden Tiroler Landschaften begegnet eine ähnliche geschlossene Bauweise<sup>1)</sup> in alten Dörfern, nur daß hier die Form des Straßendorfes seltener ist. In all diesen heute noch von Rätoromanen bewohnten Gebieten und ebenso in jenen Landschaften, welche zwar heute deutsch sind, in denen sich das Romanentum doch noch tief ins Mittelalter oder gar in die Neuzeit herab erhalten hat, wollen die Bewohner von ihrer Stube aus auf die Straße sehen. Der Bauplatz an der Straße ist daher geschätzt und entsprechend hoch gewertet. Man ist daher nicht wohl in der Lage, das Wirtschaftsgebäude etwa neben den Wohnteil an die Straße zu bauen und stellt es lieber hinter das Wohnhaus. Tut man dies aber, so muß durch das Wohnhaus hindurch der Zugang und die Zufahrt zu Stall und Futterräumen eröffnet werden; eine Zufahrt von der Seite her ist wegen der geschlossenen Verbauung der Straße und dem Mangel an Seitengassen erschwert.

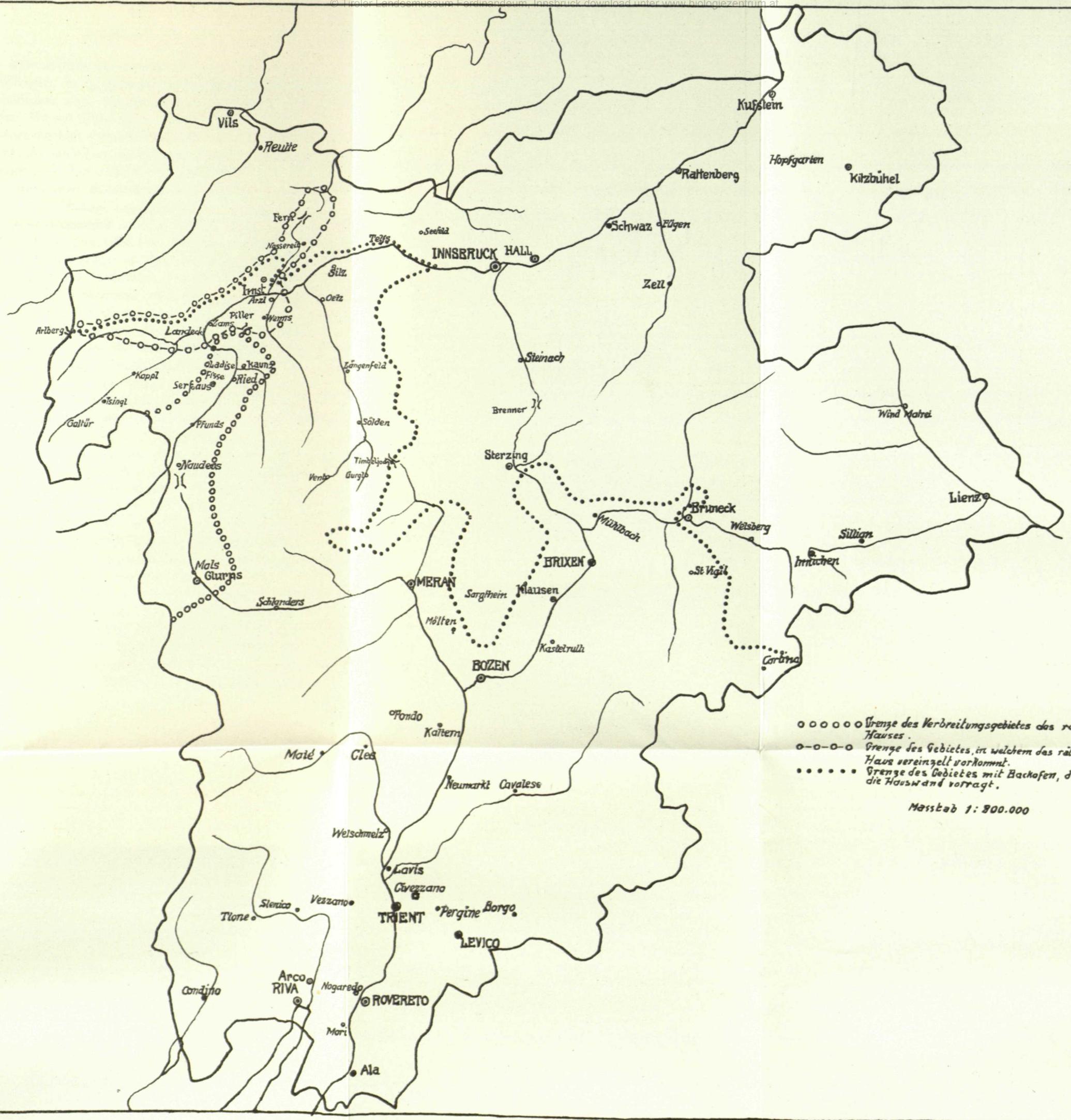
Die Häuser des ursprünglichen rätoromanischen Typus gehören in den Ortschaften wo sie auftreten, regelmäßig zu den ältesten. Verschiedene derselben mögen noch vor dem 16. Jahrhundert erbaut sein; aus Inschriften läßt sich allerdings in keinem mir bekannten Fall ein vor das 16. Jahrhundert zurückreichendes Alter<sup>2)</sup> feststellen. In Tirol dürften nach dem 17. Jahrhundert Neubauten in dieser Form nicht mehr errichtet worden sein.

Viel weniger beharrlich als die Hausform zeigt sich die Benennung der Hausteile. Bei letzterer treten Einflüsse

<sup>1)</sup> Vergl. Wopfner, Geschichtliche Heimatkunde in „Tiroler Heimat“, Heft 7 (1926), S. 48.

<sup>2)</sup> Ein Haus in Fiß trägt auf der steinernen Fenstereinfassung die Jahreszahl 1459; das Haus ist jedoch zum größten Teil stark umgebaut, so daß sein ursprünglicher Charakter nicht mehr feststellbar ist.

des Verkehrs weit stärker in Wirksamkeit als beim Haus selbst. Benennungen, die im Bereich anders gearteter Hausformen aufgekommen sind, werden auf einzelne Teile des rätoromanischen Hauses übertragen. Zeigt sich schon im romanischen Sprachgebiet Graubündens, im Kern der Verbreitung des rätoromanischen Hauses, ein starker Wechsel der Bezeichnungen, so hat sich in dem rein deutschen tirolischen Oberinntal eine Bezeichnung der Hausteile auch des rätoromanischen Hauses eingebürgert, die mehr Beziehungen zu den angrenzenden nordtirolischen Landschaften aufweist als zum Vinschgau oder zum Engadin. Es hängt dies zusammen mit den jüngeren und stärkeren Verkehrsbeziehungen, welche das Verbreitungsgebiet des rätoromanischen Hauses im Oberinntal mit den angrenzenden Landschaften Nordtirols verbinden sowie mit der Durchsetzung dieses Hausgebietes mit anders gearteten Hausformen. So ist beispielsweise die Bezeichnung *suler* (*soler*), *pierten*, wie sie im Engadin-, Münster- und Rheintal für den Hausflur gebräuchlich ist, im Oberinntal durch *haus* ersetzt worden. Die Bezeichnung *haus* für den Flur kann aber nur dort entstanden sein, wo der Hausflur zugleich Küche war, wo also der Hausflur mit dem alten Herdraum, den Hauptraum des alten Hauses, dem „Haus an sich“, der „domus ipsa“ des St. Gallener Planes, zusammenfällt. Das ist nun vor allem bei den Häusern in schwäbischen Landschaften so in Vorarlberg und in dem stärker schwäbisch durchsetzten Oberinntal der Fall. Hier finden wir bei älteren Häusern eine Flurküche, die den Zugang zu den Wohnräumen vermittelt; bei jüngeren Häusern ist von der Küche ein eigener Vorraum abgetrennt worden, der nunmehr, wie sonst die Flurküche, als „Haus“ bezeichnet wird. Im ganzen Inntal ist diese Bezeichnung des Flurs üblich geworden; auch der Seitenflur oder der Mittelflur der rätoromanischen Häuser und der von diesem abstammenden Hausformen hat die Bezeichnung *haus* angenommen. Nur vereinzelt wurden von den Deutschen Hausteile mit Bezeichnungen



- ○ ○ ○ ○ Grenze des Verbreitungsgebietes des rätoman. Hauses.
- - - - - Grenze des Gebietes, in welchem das rätoman Haus vereinzelt vorkommt.
- ..... Grenze des Gebietes mit Backofen, der über die Hauswand vorragt.

Maßstab 1: 200.000

versehen, die aus dem rätoromanischen Wortschatz übernommen wurden. So wurde das rätoromanische *charpenta*, *charpainteda*, die Benennung der ober der Tenne liegenden Tennreite, im deutschen Obervinschgau zu *karpenn* oder *kapenn*. Ganz allgemein hat sich im Vinschgau und Oberinntal die Bezeichnung *hof* als Übersetzung des rätoromanischen *curt* oder *cuort* für den Vorraum des Stalles erhalten.

Als verwandt mit der rätoromanischen Hausform ist eine im Westen und auch im Süden Tirols verbreitete Hausform anzusehen, die ebenfalls die Trennung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, ferner starke Verwendung des Mauer- und Gewölbebaues im Wohnteil sowie den Grundriß des Mittelflurhauses aufweist; die regelmäßige Hintereinanderstellung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und die Flurdurchfahrt fehlen bei dieser Form. Wir wollen diese Hausform im Hinblick auf ihre Verbreitung<sup>1)</sup> als westtirolisches Mittelflurhaus bezeichnen. Ihr steht im Nordosten Tirols und in den angrenzenden Landschaften Bayerns und Salzburgs ein Mittelflurhaus gegenüber, das im Grundriß sich vom westtirolischen Mittelflurhaus dadurch unterscheidet, daß bei ihm ursprünglich der Mittelflur zugleich der Herd- oder Küchenraum war, während beim Mittelflurhaus Westtirols keine Spur einer derartigen Verwendung des Flurraumes bekannt geworden ist. Der Mittelflur des Westtiroler Mittelflurhauses besitzt zuweilen eine stattliche, in seinem jetzigen Zweck nicht mehr begründete Breite, in welcher sich die Verwandtschaft mit dem rätoromanischen Haus erkennen läßt, bei dem der breite Mittelflur der Durchfahrt zur Tenne dient. Auch jene Asymmetrie des Grundrisses kehrt wieder, wie sie oben für das rätoromanische Mittelflurhaus entwicklungsgeschichtlich erklärt wurde. Auch die typische Hintereinanderstellung: Stube, Küche, Kammer auf der einen Flurseite ist nach Vorbild des rätoromanischen Hauses übernommen worden. An Stelle des großen, breiten und

<sup>1)</sup> Siehe unten 323.

hohen Rundtores führt eine Türöffnung von gewöhnlichen Ausmaßen in den Flur; wie beim rätoromanischen Haus liegt der Eingang älterer Bauten dieses Typus regelmäßig auf der Giebelseite. Das Wirtschaftsgebäude, der „Stadl“, steht zuweilen wie beim rätoromanischen Haus hinter dem Wohnhaus, oft aber ist er neben das Wohnhaus gestellt oder in einiger Entfernung vom Wohnhaus bald auf dieser, bald auf jener Seite desselben errichtet. Der Zugang zum Stall erfolgt nicht mehr durch das Kellergeschoß des Wohnbaues sondern durch eine auf der Langseite (Traufseite) des Stalles gelegene Türe. Auch die Tenne hat nunmehr ihren gesonderten Zugang, der sowohl auf der Lang- wie auf der Giebelseite liegen kann. Rampe und Brücke (*tennpruggn*) vermitteln die Auffahrt, falls nicht der Stadl derart an einen Berghang gebaut ist, daß von rückwärts her (von der Bergseite) zu ebener Erde in die Tenne eingefahren werden kann.

Mit dem rätoromanischen Haus teilt dieses Mittelflurhaus die Vorliebe für den Steinbau und den Gewölbebau im Wohnteil. Das Wirtschaftsgebäude ist bei einzelnen älteren Häusern noch ganz aus Holz errichtet, bei jüngeren ist das Erdgeschoß, der Stallraum, gemauert. Das Obergeschoß, der Stadl (im engeren Sinn) ist bei älteren Häusern ebenso wie beim rätoromanischen Typus aus unbehauenen, mächtigen Rundhölzern errichtet. Gerade dieses nichts weniger als sparsame Umgehen mit dem Bauholz zeigt, daß es nicht durchwegs der Mangel an Holz gewesen sein kann, der zur starken Verbreitung des Steinbaues in Westtirol führte. Zudem fehlt es auch im Oberinntal nicht an Haustypen, die einseitig den Holzbau anwenden. Aber selbst diesen Holzbauten sucht man durch Verblendung das Ansehen eines Steinbaues zu geben. Es muß also wohl eine auf romanische Kultur zurückgehende Richtung des Geschmacks die Vorliebe für den Steinbau veranlaßt haben, während im Osten Tirols die — wenigstens für die ältere Zeit erkennbare — Begünstigung des Holzbauens mit den

schwächeren romanischen Kultureinflüssen zusammenhängen mag. Auch das westtirolische Mittelflurhaus besitzt als Type ein hohes Alter. Ein Haus dieser Art (zu See, Gemeinde Untermieming, nördlich Stams, Oberinntal) trägt die Jahreszahl 1529.

Eine Eigentümlichkeit der Bautechnik, die beim rätoromanischen Haus Graubündens auftritt, ist auch im Oberinntal — und hier ohne Beschränkung auf die rätoromanische Hausform — zu beobachten; sie besteht darin, daß ein Teil der Wohnräume im Blockverband aufgeführt und diese Blockwand sodann mit einer Mantelmauer umkleidet wird.

Unter Einwirkung der vom mittleren Inntal gegen Westen sich ausbreitenden Einbauten<sup>1)</sup> sowie unter dem Druck der zunehmenden Holzknappheit und der Waldordnungen, die auf sparsamere Verwendung des Holzes hinarbeiteten, kam es in Westtirol ebenso wie in Graubünden zur Vereinigung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden unter einem Dach mit ungebrochenem First. Durch solche Vereinigung wurde der Baustoff für die eine Giebelwand des Wirtschaftsgebäudes erspart, die es dem Wohngebäude zukehrte. Wir wollen solche Einbauten als westtirolische Mittelflur-Einheitshäuser oder Einbauten bezeichnen.

Auf das rätoromanische Haus und seine Einwirkung auf den Hausbau im Oberinntal ist der Stiegenvorbau an der Außenseite vieler Häuser zurückzuführen. Er hängt zusammen mit den ausgedehnten Kellerräumen, die zunächst beim rätoromanischen Haus vorhanden waren und nach seinem Muster auch bei anderen Hausformen übernommen wurden. Die Kellerräume des rätoromanischen Hauses ragen oft erheblich über die Grundfläche des Hauses empor. Zufolge dieses Kellergeschosses kommt der Wohnstock ziemlich hoch zu liegen. Es mußte daher das Haustor durch eine Auffahrtsrampe zugänglich gemacht werden. Bei jenen Oberinntaler und Vinschgauer Häusern, welche den Haus-

<sup>1)</sup> Welche Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu baulicher Einheit zusammenzuschließen.

flur nicht mehr als Tennenzufahrt verwenden, ward der Zugang zur Haustür durch eine an der Außenseite des Hauses angebrachte Stiege ermöglicht. Regelmäßig endigt die Stiege vor der Haustür in einem Podest, der, wohl auch durch ein Vordach auf gemauerten und überwölbten Pfeilern geschützt, laubenartige Formen annimmt. Solche Außenstiegen mit Vorlaube vor der Haustüre finden sich auch im südlichen Eisaktal sowie in Gröden und Enneberg, ferner im deutschen Etschtal unterhalb des Vinschgaues. Sie hängen auch hier mit stark entwickelten Kellerräumen zusammen und dürften aus Einflüssen einer älteren vordeutschen Hausform zu erklären sein. Weinbau und Klima brachten in den südlichen Landschaften den Bedarf an kellerartigen Vorratsräumen mit sich.

Als Urform sowohl des rätoromanischen (Durchfahrts-) Hauses wie der Westtiroler Mittelflurhäuser möchte ich einen Typus des Seitenflurhauses ansehen, der weithin, über Tirol verbreitet erscheint und so auch im Oberinntal, besonders häufig in zweien seiner Nebentäler, dem Ötztal und Pitztal, sich findet. Die einfachsten Formen desselben weisen im Erdgeschoß nur drei Räume auf, Küche und Stube, zumeist in der Firstrichtung (Längsachse des Hauses) hintereinander gestellt, und ihnen zur Seite den Flur. Küche und Stube besitzen keine direkte Verbindung untereinander, wohl aber sind sie dadurch miteinander in Beziehung gesetzt, daß der Ofen der Stube regelmäßig von der Küche aus beschickt wird und dorthin seinen Rauch ausströmen läßt (vergl. Fig. 3 und 4). Der Flur dient nur der Verbindung der Wohnräume, nicht aber, wie beim rätoromanischen Haus, der Zufahrt zur Tenne; dementsprechend fehlt auch das große Rundtor, das durch eine Haustür von gewöhnlichem Außmaß ersetzt ist. Die Verbreitung dieses ursprünglichen, dreizelligen Hauses in verschiedenen Teilen Tirols, zumal in abseits vom heutigen Verkehr liegenden Gebieten, legt den Gedanken nahe, daß wir es hier mit einer alten Urform des Hauses zu tun haben, aus der sich der Grundriß

des rätoromanischen Hauses und anderer Formen des Mittelflurhauses bildete<sup>1)</sup>. Bei einem Teil dieser alten Seitenflurhäuser ist der Flur gleichwie beim rätoromanischen Haus von einer auffallenden Breite, die in der heutigen Verwendung dieses Raumes keine Erklärung findet. Häufig wurden auf der nach außen liegenden Langseite des Flurs Kammern eingebaut, so daß ein unsymmetrisches Mittelflurhaus entstand; unsymmetrisch erscheint die Hausanlage deswegen, weil die seitwärts neu zugebauten Kammern schmaler sind als die auf der anderen Flurseite gelegene Küche und Stube. Zuweilen hat man den überschüssigen Flurraum auch dadurch einer besseren Verwendung zugeführt, daß man im inneren (rückwärtigen) Teil des Seitenflurs einen Kellerraum einbaute<sup>2)</sup>. In verschiedenen Fällen lassen sich diese Ein-

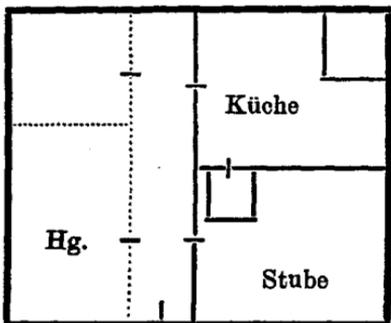


Fig. 3

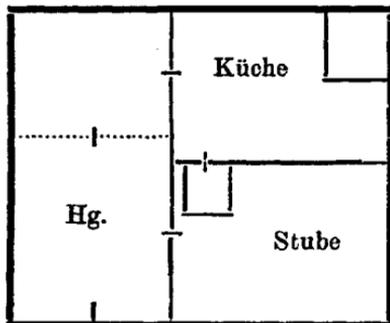


Fig. 4

## Seitenflurhäuser

..... später eingebaute Wände

bauten noch als jüngere Zutaten deutlich erkennen. Welche Gründe die große Breite des Seitenflurs veranlaßten, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen. Es mag sich um eine ursprünglich offene breite Seitenlaube handeln, in welcher tagsüber die Hausbewohner sich aufhielten und namentlich

<sup>1)</sup> Ich hoffe, in meiner Arbeit über die Geschichte und die Formen des tirolischen Hausbaues diese Frage näher erörtern zu können.

<sup>2)</sup> Z. B. zu Wiesle, einem Weiler der Gemeinde Zaunhof im Pitztal; zu Schwendberg im Zillertal, zu Anras im Pustertal. Vergl. Fig. 3 u. 4.

ihren Arbeiten oblagen, für deren Verrichtung der fensterlose Herdraum ungeeignet war. Eine derartige Verwendung von Seitenlauben ist nichts Ungewöhnliches. Nur setzt eine solche offene Seitenlaube ein milderer Klima voraus. In Hochgebirgslandschaften legte die Ungunst des Klimas die Abschließung der Seitenlaube durch Wände nahe.

Außer den Seitenflurhäusern mit breitem Flur begegnen solche mit schmalem Flur, der hier sichtlich nur einer gegen Wind und Wetter gesicherten Verbindung der Wohnräume dienen soll. Gelegentlich ist der Flur auch in der Bautechnik als ein gewissermaßen untergeordneter Hausteil unterschieden; so sind bei dem Hof auf der Harbe (Gemeinde Flies, Oberinntal bei Landeck), der heute nur mehr ein Zugut, d. h. einen Bestandteil eines anderen Hofes bildet, Stube und Küche gemauert, während der schmale Flur seitwärts als Blockbau angegliedert erscheint.

Die vorhin geschilderten Formen des Seitenflurhauses unterscheiden sich wesentlich von jener Form des Seitenflurhauses, die wir als Flurküchenhaus zu bezeichnen gewöhnt sind, da bei letzterem im Seitenflur des Hauses die Küche mit ihrem Herd gelegen ist. Solche Flurküchenhäuser sind unter anderem typisch für Allgäu und für Vorarlberg, und finden sich ebenso auch in dem an diese Landschaften angrenzenden Nordwesten Tirols häufig wieder. Nichts deutet darauf hin, daß etwa auch bei den vorhin beschriebenen Seitenflurhäusern der Seitenflur früher einen Herd umschlossen habe.

Das Seitenflurhaus hat seinen Vorläufer in einfachen Häusern, die nur Küche und Stube aufweisen; solche Häuser treten gelegentlich in abgelegenen Gebieten als Wohnstätten der ärmeren Bevölkerung auf (z. B. Fendels bei Ried, Oberinntal).

Typisch für das rätoromanische Haus ist das Hinausbauen des von der Küche aus zu beschickenden Backofens über die Außenwand des Hauses (vergl. Abb. 1 der Beil. 1). Er ragt, wenn die Küche im Oberstock liegt, erkerartig über die

Küchenwand vor und liegt auf zwei bis drei Balken, die in die Hauswand eingebaut wurden; die Balken werden von unten durch schräg aus der Hauswand vorspringende Balken (*biege*) unterstützt. Diese Art des Backofenbaues erscheint auch bei anderen Hausformen Westtirols; sie dürfte nach dem Vorbild des rätoromanischen Hauses übernommen worden sein.

### III. Die Verbreitung einzelner Bauformen und ihre Beziehungen zu Volkstum und Verkehr.

Das Kerngebiet der Ausbreitung des rätoromanischen Hauses bilden Engadin, Münstertal und Oberrheintal im schweizerischen Kanton Graubünden. Westwärts reicht es — allerdings nicht mehr in seiner Reinform sondern in Mischformen — bis zur mittelalterlichen Grenze der Bistümer Chur und Konstanz und zur alten Ostgrenze der römischen Provinz Rätien<sup>1)</sup>. Auf tirolischem Boden ist das Gebiet relativ stärkster Verbreitung dieser Hausform das Inntal ober Landeck und der obere Vinschgau, ein Gebiet, das mit den alten tirolischen Gerichten Glurns, Nauders und Landeck (Ried), wie sie vor dem Krieg bestanden, zusammenfällt; beide Talschaften grenzen unmittelbar an das untere Engadin, während das schweizerische Münstertal ein Nebental des oberen (derzeit von Italien besetzten) Vinschgaues bildet. Die rätoromanische Hausform herrscht in den tirolischen Landschaften nicht ausschließlich, ja man kann nicht einmal von einer Vorherrschaft sprechen, denn neben ihm sind in größerer Zahl andere Hausformen verbreitet, die zum Teil Weiterbildungen der rätoromanischen Form sind, teils zur Form der frontteiligen Einheitshäuser<sup>2)</sup> gehören. Während in der Schweiz das Kerngebiet des rätoromanischen Hauses zusammenfällt mit dem rätoromanischen Sprachgebiet, ist das tirolische Verbreitungsgebiet durchwegs von Deutschen

<sup>1)</sup> Vergl. Hunziker a. a. O. VIII. S. 31.

<sup>2)</sup> Vergl. meine oben S. 299 Anm. I unter b angeführte Arbeit (3. Jahrg. S. 4 ff).

bewohnt; es handelt sich aber hier um Landschaften, in welchen sich das rätoromanische Volkstum, das im größten Teil Tirols die Unterschicht des heutigen deutschen Volkstums bildet, länger gegenüber dem vordringenden Deutschtum zu behaupten vermochte. Obervinschgau (die Gerichte Glurns und Nauders) war noch im 17. Jahrhundert ein gemischtsprachiges Gebiet, in welchem deutsch und romanisch gesprochen wurde<sup>1)</sup>. Vinschgau gehörte zum alten Romanenbistum Chur, das auch gerichtsherrliche und grundherrliche Rechte über zahlreiche Bewohner des Vinschgaues, die sogenannten Gotteshausleute, innehatte<sup>2)</sup>. Durch die mittelalterliche Verfassung waren Vinschgau und Unterengadin zu einer Grafschaft verbunden gewesen. Das rätoromanische Haus traf ich in den Orten Nauders, Mals und Burgeis. Von Mals abwärts reicht diese Hausform in einzelnen Exemplaren und mannigfach verändert westwärts bis nach Vezzan und Goldrain im Untervinschgau<sup>3)</sup>.

Im Inntal ober Landeck vermochte sich das rätoromanische Volkstum nicht so lange zu behaupten wie im Obervinschgau. Die geschichtlichen Quellen im engeren Sinn bieten keinen Anhaltspunkt für die Annahme längerer Erhaltung des Romanentums. Wenn aber noch um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in dem weiter talab und ostwärts gelegenen Teil des Oberinntales, um Telfs, „Latini“ urkundlich erwähnt werden<sup>4)</sup>, so dürfen wir wohl, auf Grund allgemein gültiger Beobachtungen annehmen, daß in dem weiter oberhalb, tiefer im Alpeninnern gelegenen Land-

<sup>1)</sup> Vergl. Th. Wieser, Das Deutschtum im Obervinschgau und das Kloster Marienberg. Forschungen und Mitteilungen zur Gesch. Tirols und Vorarlbergs IV. (1907), S. 223.

<sup>2)</sup> Vergl. O. Stolz, Beiträge zur Geschichte des Unterengadin. SA. aus dem 53. Jahresbericht der histor. antiquar. Gesellschaft von Graubünden (1923), S. 53 ff. und H. Wopfner, Lage Tirols zu Ausgang des Mittelalters. Abhandlungen zur mittleren und neueren Gesch., herausgeg. v. Below, Finke, Meinecke, Heft 4 (1908), S. 114 ff.

<sup>3)</sup> Nach eigenen Beobachtungen. Über das rätorom. Haus in Mals vergl. Goldstern, Hochgebirgsvolk in Savoyen u. Graubünden (Wien 1922), S. 73 ff.

<sup>4)</sup> Urkundenbuch des Klosters Neustift (Fontes rerum Austriacarum Diplomata, 34. B.) Nr. 91, S. 31.

schaften, das Romanentum in Anlehnung an das schützende Hochgebirge sich noch länger erhalten hat. Namentlich muß aber hervorgehoben werden, daß Ortsnamen, Siedlungsform, Flurgestaltung sowie körperliche Merkmale der Bewohner für eine längere Behauptung des rätoromanischen Elementes in diesen Landschaften sprechen. Die Namen fast aller größeren Ortschaften sind vordeutscher Entstehung. Größere Orte mit deutschen Namen wie Ried (Sitz des Gerichtes) und Feuchten weisen auch keine Häuser des rätoromanischen Typus auf, während die Orte mit vordeutschen Namen Häuser dieses Typus in größerer Zahl in sich schließen. Selbst Prutz und Fließ<sup>1)</sup>, die in neuerer Zeit durch große Brandkatastrophen heimgesucht wurden, lassen immerhin in einzelnen, dem Feuer entgangenen Häusern noch den rätoromanischen Typus erkennen. Alle diese Orte mit vordeutschen Namen (vergl. die Karte der Beilage) lassen in der Form ihrer Anlage, im engen Zusammenbauen der Häuser, die Gleichartigkeit mit den großen geschlossenen Dorfsiedlungen des romanischen Engadins und den gleichartigen Dorf- und Weilersiedlungen des Obervinschgaues erkennen. In der Umgebung dieser uralten Siedlungen stoßen wir auf eine Fülle vordeutscher Flurnamen. So wurden mir beispielsweise aus der Gemeinde Serfaus folgende Flurnamen mitgeteilt<sup>2)</sup>, die vordutschen Ursprungs sein dürften: Plasoll, Bezid, Damains, Fana, Fines, Gollmötz, Gadratsch, Gatschlarn, Garnöl, Lazin, Malfrist, Malair, Muanas, Maolsarn, Matines, Matschöl, Malbret, Malfrisch, Madatsch, Tusna. Groß ist auch die Zahl vordeutscher Almnamen, die uns die alte romanische Almwirtschaft erkennen lassen.

Was die Gestaltung der Flur betrifft, so fallen in unserem Gebiet die vielen terrassierten Äcker und — nachdem der

<sup>1)</sup> Ob der Name Fließ (als „Vließ“ bereits im 13. Jh. genannt) als deutsch oder vordeutsch anzusehen ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

<sup>2)</sup> Die Sammlung verdanke ich teils der Arbeit des Heimatforschers Dekan Lorenz (Serfaus Gedenkschrift 1927, S. 11), teils Herrn Lehrer Ladner in Serfaus.

Wiesenbau auch hier den Ackerbau zurückgedrängt hat — die terrassierten Wiesen auf (vergl. Abb. 2 der Beil. 1). Diese Terrassierungen treten, soviel ich bisher beobachten konnte, nur in alten, bereits in vordeutscher Zeit besiedelten Landschaften auf, während ich sie in jüngeren, erst von den Deutschen besiedelten tirolischen Siedlungsgebieten nicht antraf<sup>1)</sup>.

Im oberen Inntal, im Vinschgau sowie im benachbarten Engadin fällt die starke Zurückdrängung des Waldes zu Gunsten der Weide auf. Vergleicht man die Waldverhältnisse auf der großen Terrasse von Ladis, Fiß und Serfaus mit jenen auf den Mittelgebirgsterrassen südlich Innsbruck, so bemerkt man, daß bei letzteren der Wald in unmittelbarer Umgebung der Siedlung noch viel größere Ausdehnung besitzt. Es mag dieser Unterschied zum Teil mit einer Siedlungseigenart der Romanen zusammenhängen, zufolge der sie schon seit alters das Zusammenwohnen in Dörfern bevorzugten und die Einzelhofsiedlung tunlichst mieden. So mag es in jenen Landschaften, in denen sich das romanische Element länger zu behaupten vermochte, schon verhältnismäßig früh zur Bildung großer Dörfer mit umfangreichen Fluren und Heimweiden gekommen sein, während der Deutsche leichter zum Ausbau im Einzelhof und zum Verlassen der Dorfsiedlung sich entschloß. Die im Oberinntal, Vinschgau und Engadin sowohl bei Schwaben wie bei Romanen übliche Güterteilung begünstigte gleichfalls volkreichere Dörfer und stärkere Rodung im Dorfbereich. Im Oberinntal ober Landeck wie im Vinschgau und im Engadin fallen ferner die ausgedehnten, mit großer Mühe, oft auf weite Entfernungen und in schwierigem Gelände angelegte Bewässerungsanlagen auf. Sie finden sich zwar auch

<sup>1)</sup> Terrassierungen wurden gelegentlich zwecks Anlage von Wein­gärten auch von Deutschen vorgenommen. Solche ehemalige Weinberge sind jedoch nach Lage und Form zumeist leicht erkennbar. In unserm Gebiet kommen ehemalige Weinberge nur ganz ausnahmsweise so — nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dekans Lorenz — in Prutz in Frage. Die charakteristischen Terrassen, wie sie beispielsweise die Flur von Fendels aufweist, können in solcher Höhenlage — um 1300 Meter — nur mit dem Ackerbau zusammenhängen.

noch im Oberinntal von Landeck abwärts bis hinab gegen Telfs, treten aber doch nicht mehr in dieser Häufigkeit und Ausdehnung auf und sind viel stärker dem Verfall anheimgegeben als jene des Inntals ober Landeck. Nun spielt ja gewiß die geringere Niederschlagsmenge in den inneralpinen Tälern — 400 bis 600 mm im Vinschgau, 600 bis 800 mm im Unter-Engadin und im Inntal ober Imst — eine Rolle; gleichwohl ist der Zusammenhang dieses kunstreichen Bewässerungssystems mit alten romanischen Kulturgebieten unbestreitbar. Bei Telfs, dessen Umgebung noch im 12. Jahrhundert Romanen aufweist, finden wir noch einen langen „Wal“, der das Wasser aus dem Alpeltal auf die Wiesen von Wildermieming führte; er wird aber seit geraumer Zeit nicht mehr benützt, während im oberen Inntal und Vinschgau das „wassern“ der Wiesen, im Vinschgau auch der Äcker noch rege geübt wird. Das Wasser wird in die in großer Zahl über die Kulturflächen zerstreuten Wassergruben — im Oberinntal „*pietzen*“ (lat. *puteus*), im Vinschgau „*tschött*“ (lat. *conceptus*) geleitet und aus diesen durch hölzerne Rinnen („*cannel*“) über die zu bewässernden Flächen verteilt.

Unter den Bewohnern des oberen Inntales fällt ein eigenartiger Menschenschlag auf, der in seinen körperlichen Eigenschaften stark an jenen des Engadin erinnert: hochgewachsene Menschen mit langem, schmalen Gesicht, dunklen Augen, schwarzem Haar und dunklerer Hautfärbung. Genauere Untersuchungen müßten hier erst zeigen, ob die Vermutung richtig ist, daß dieser Menschenschlag in den Gerichten Laudeck, Nauders und Glurns relativ häufiger auftritt, als in den östlichen Nachbarlandschaften.

Es muß hier, das Vorausgehende zusammenfassend, betont werden, daß die Landschaften zu beiden Seiten des Reschen-Scheidecks, oberstes Etschtal und oberes Inntal nicht nur im Hausbau sondern in mannigfachen Kulturverhältnissen eine starke Gleichförmigkeit aufweisen. Die politische Gliederung entsprach in älterer Zeit dieser kultu-

rellen Zusammengehörigkeit in weitem Ausmaß; auch nach der Auflösung der alten Grafschaft Vinschgau und der Abtrennung des schweizerischen Engadin faßte wenigstens das tirolische Gericht Nauders die Landschaften südlich und nördlich des Reschen-Scheideck's zur Einheit gerichtlicher und politischer Verwaltung zusammen. Vorübergehend bildeten Obervinschgau (mit Glurns, Mals und Matsch) und Oberinntal in der tirolischen Kreisverfassung eine Einheit, den Kreis Oberinntal (Kreiseinteilung von 1788<sup>1</sup>). Am Reschen-Scheideck wie am Brenner bildet eben die Wasserscheide nichts weniger als eine natürliche Grenze; die Regulierung der Grenze Italiens entsprechend der Wasserscheide, wie sie Italien in offensichtlicher Verleugnung der 14 Punkte Wilsons von seinen Verbündeten zugestanden wurde, zerrißt hier wie dort uralte kulturelle, politische und völkische Zusammenhänge.

Das rätoromanische Haus unseres Gebietes begegnet nur in Dörfern und allenfalls in Weilern<sup>2</sup>), die wie die alten Dörfer unseres Gebietes, die geschlossene Bauweise aufzeigen; bei Einzelhofsiedlungen dieser Landschaften würden wir es vergebens suchen.

Ein weitgehendes Zusammentreffen zwischen der Verbreitung der rätoromanischen Hausform und der Verbreitung rätoromanischer Kulturformen ist nach den vorangegangenen Ausführungen unverkennbar. Besonders deutlich tritt der Zusammenhang zwischen rätoromanischem Haus und rätoromanischem Volkstum im Samnauntal (westliches Seitental des Oberinntals bei Pfunds) vor Augen. Im vorderen, zu Österreich gehöriger Talteil, einem Gebiet relativ jüngerer Siedlung, herrscht seit Jahrhunderten die deutsche Sprache und fehlt die rätoromanische Hausform; im inneren Tal, dessen Geländeformen der Besiedlung günstiger sind wie

<sup>1</sup>) Vergl. O. Stolz, *Gesch. d. Gerichte Deutschtirols*. Archiv f. Öst. Gesch. 102. B. I. Hälfte, S. 296.

<sup>2</sup>) So im Weiler Lafairs bei Prutz oder im Weiler Samnaun im gleichnamigen Tal. In beiden Fällen handelt es sich um Siedlungen mit vordeutschen Namen.

jene des vorderen Talteiles — ein Unterschied, der in vielen Hochgebirgstälern wiederkehrt — herrschte noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts das rätoromanische Idiom, die Namen der altansäßigen Familien sind zumeist romanische, unter den älteren Häusern finden wir dementsprechend Vertreter des rätoromanischen Typus.

Das oberinntalische Gebiet relativ stärkster Verbreitung des rätoromanischen Hauses und anderer rätoromanischer Kulturformen ist inntalabwärts abgeschlossen durch eine gute Naturgrenze, durch die siedlungsarme, teilweise schluchtartig sich einschnürende Enge des Inntals zwischen Prutz und Landeck. Diese Enge, die an der Pontlatzbrücke wiederholt Kämpfe für die Landesverteidigung sah, unterbricht wirksam den Zusammenhang der Siedlung und vermag daher wohl zur Grenze lokaler Kulturerscheinungen zu werden, wie auch eine Grenze mundartlicher Besonderheit an sie sich anschließt<sup>1)</sup>. Alte Gerichts- und Pfarrgrenzen queren diese Inntalenge.

Ähnliche Verhältnisse wie das Oberinntal oberhalb der vorhin beschriebenen Grenze zeigt das vordere Pitztal, das bei Imst in das Inntal eintritt, mit dem oberen Inntal, der Gegend um Prutz, aber durch den Bieler-Sattel (1558 m)<sup>2)</sup> in stärkerer Verkehrsbeziehung steht. In den beiden großen Dörfern Wenns und Arzl mit ihren vordeutschen Ortsnamen und ihrer geschlossenen Bauweise treffen wir wieder das rätoromanische Haus mit den wesentlichen Merkmalen seiner Anlage. Auch hier geht mit dem Auftreten des rätoromanischen Hauses parallel eine größere Anzahl vordeutscher Ortsnamen, Terrassierung der Flur und ein stärkerer Ausbau der Bewässerungsanlagen. Auch abgesehen von den beiden

<sup>1)</sup> Vergl. Schatz, Die tirolische Mundart. Zeitschr. des Ferdinandeum, 47. Band, Innsbruck 1903, Kartenbeilage.

<sup>2)</sup> Die in den Karten gegebene Schreibweise „Piller“ widerspricht der im Volksmund gebräuchlichen, alten Sprechweise „Bieler“, die den Ortsnamen in Beziehung bringt mit der „Bielerhöhe“ zwischen Paznaun und Montafon nicht aber mit den „Heupillen“ (Heustadeln). Vielleicht hängt der Name mit den glazialen Rundbuckeln dieser Landschaften zusammen.

großen Dörfern Wenns und Arzl tritt die Eigenart der romanischen Siedlungsweise in einer größeren Anzahl von Weilern mit geschlossener Bauweise zu Tage. Der Saumweg über den Bieler besaß früher weit größere Verkehrsbedeutung als heute. Wanderer und Waren nahmen den Weg über ihn<sup>1)</sup>, weil er eine bedeutende Abkürzung gegenüber dem Talweg in der Strecke Imst-Prutz bedeutete. Die lebhaften Verkehrsbeziehungen zwischen den Landschaften diesselts und jenseits des Bieler äußern sich selbst in der Mundart von Wenns, in der Anklänge an jene der Gegend um Prutz<sup>2)</sup> auffallend hervortreten. Wegen dieser engeren Verbindung mit dem oberen Inntal dürfte sich auch in dem alten Siedlungsgebiet des vorderen Pitztales das romanische Element länger erhalten haben. Alte Beziehungen zum oberen Vinschgau könnten sich aus den grundherrlichen Rechten, die das Kloster Marienberg in Wenns ausübte<sup>3)</sup>, ergeben haben.

Im Inntal unter (östlich von) Landeck bis hinab nach Imst sind heute meines Wissens keine Vertreter des reinen, rätoromanischen Haustypus mehr anzutreffen, doch war er zweifelsohne einst in dem uralten Zams verbreitet. Vor dem großen Brand, der Zams 1914 heimsuchte, fanden sich, wie aus Mitteilungen, die ich von einem Ortskundigen erhielt, Mischtypen, die starke Einwirkung des rätoromanischen Hauses erkennen lassen. Auch Landeck selbst weist vereinzelt solche Mischtypen auf. Da sowohl westlich von Landeck als auch östlich — in der Gegend um Imst — das rätoromanische Haus heute noch einzelne Vertreter besitzt, dürfen wir auf seine einstige Verbreitung in der Gegend Landeck-Zams umso sicherer schließen, als gerade diese Gegend nach Ortsnamen uns Siedlungsformen den romanischen Charakter in stärkerem Ausmaß gewahrt hat.

---

<sup>1)</sup> Über die Verkehrsbedeutung des Bielerweges in älterer Zeit vergl. Wopfner, Die Reise des Venantius Fortunatus in Schlernschriften 9. S. 381.

<sup>2)</sup> Nach Mitteilungen des Herrn Oberlehrers Hackl aus Wenns.

<sup>3)</sup> Marienberger Urbare in „Tirolische Geschichtsquellen“ III. S. 108 f., 120; vergl. O. Stolz, Gesch. der Gerichte a. a. O. S. 100.

Westlich von Landeck liegen auf der Hochterrasse am Eingang des Stanzertales die Dörfer Stanz und Grins. Die Straße zum Arlberg zog im früheren Mittelalter (bis zum 14. Jahrhundert), die Mündungsschlucht des Stanzertales meidend, von Zams über Stanz und Grins ins oberste Stanzertal. Die geschlossene Bauweise nicht nur der Dörfer, sondern auch der Weiler bei starkem Zurücktreten der Einzelhofsiedlung, die zahlreichen vordeutschen Orts- und Flurnamen, die Terrassierung der Äcker verleihen der Landschaft des vorderen Stanzertales einen Charakter, der die engste Verwandtschaft mit jener des Oberinntales aufweist. Das malerische Straßendorf Grins weist in seiner Anlage die engste Verwandtschaft zu den für das Engadin so kennzeichnenden eng gebauten Straßendörfern auf. Gleichwohl vermochte ich das rätoromanische Haus nur in einem Fall, im Weiler Quadratsch bei Grins, nachzuweisen. Mischformen, die unter dem Einfluß der rätoromanischen Form stehen, gibt es allerdings in größerer Anzahl auch noch im oberen Stanzertal (z. B. zu Pettneu). In Stanz hat eine große Brandkatastrophe die alten Häuser vernichtet, wie denn überhaupt die romanische Dorfanlage mit ihrem engen Zusammenbauen die Vernichtung zahlreicher Häuser bei jedem Brandausbruch begünstigt und daher der Erhaltung der älteren Haustypen sehr ungünstig ist.

Das innere Paznauntal mit den beiden Gemeinden Ischgl und Galtür steht seit alters in engstem Zusammenhang mit dem romanischen Engadin. Kirchlich gehörte Ischgl zur Pfarre Sins, Galtür zur Pfarre Ardetz (Steinsberg) im Unterengadin, unterstanden also dem Bistum Chur. Gerichtlich gehörte das innere Paznaun zu Naudersberg, dem ja auch das romanische Unterengadin und der oberste Teil des Vinschgaues unterstanden. Kloster Marienberg im Obervinschgau, sowie das Frauenkloster zu Münster im Münstertal besaßen im inneren Paznaun grundherrliche Rechte. Die überaus große Zahl romanischer Orts- und Flurnamen läßt keinen Zweifel an langer Behauptung des ro-

## Beilage zu Wopfner. Hausformen.

## Benennungen für Hausteile.

	Flur	Schlafraum neben der Stube	Vorratsraum neben Küche	Dachboden des Wohnhauses	Heu- und Stroh-Lager	Raum ober der Tenne (mit losem Stangen- oder Bretterboden)
Oberinntal	hausgang (allgemein) haus (Fiß)	stubenkammer (ober Landeck) kammerle (Haiming)	gaden gadele	dille östrig	der habare (ober Landeck) die pill <sup>1)</sup> unter Landeck) die rema <sup>1)</sup> (Serfaus)	bine (ober Landeck) schupfe (ober Landeck) blöne (Haiming) blüne (um Landeck)
Kaunertal	hausgang (haus?)	stubenkammerl	gaden speis		der (heu)bara	schupf schupfe
Patznaun	loba (Ischgl), hausgang haus (Galtür)	nebestube gadn	kammer		der bara	bine obbîn (Kappl)
Lechtal	hausgang (Reutte) haus (Namlos, Forchach, Zwischentoren) hausgang (Steeg)	's gada	d' speis (Steeg) speiszimmer (Steeg) stoangada (Reutte) speiskammero (Reutte) speis (Heiterwang)	hausdillo (Reutte) dilla (Bichlbach)	der hoibara (Reutte) der bara, habara	struadilla (Steeg) obtenna (Reutte) stadeldillo (Reutte)
Pitztal	gang, hausgang			dille	der barn, bara	bine (Wenns) die rem (Zaunhof)
Ötztal	äbisa (Sölden)	stübele kammerl	gaden	dilla	der bar die dilla	die rema
Samnaun	hausgang (im vorderen tirol. Teil) haus (im schweiz. Teil)				der barn	die carpent
Vinschgau	haus (Planail, Obervinschgau) laab (Umgebung von Schlanders)	stubenkammer gaden (Schnals)	kuchakammer	dill	der barn	die carpént (Planail) die capéim (Untervinschgau)

<sup>1)</sup> pill in Fiß, rema in Serfaus, nur für die bis zum Stallboden hinabreichende Heulege, um Haiming kurzweg für Heulege gebraucht.



manischen Elementes aufkommen. Herr Lehrer J. Mathoi aus Ischgl schrieb mir 1913: Wenn vor 30 Jahren alte Galtürer Leute miteinander einen Diskurs führten, verstand sie kein Mensch, sie sprachen das meiste romanisch". Man möchte also nirgends eher als im oberen Paznaun Formen des rätoromanischen Hauses erwarten. Aber durch die großen Brandkatastrophen, welche das Dorf Ischgl wiederholt heimgesucht haben, ist der Bestand an alten Häusern in dieser größten geschlossenen Siedlung Paznauns vernichtet worden. In Galtür und in den verschiedenen Weilern zwischen Ischgl und Galtür finden wir Häuser, die Beziehungen zum Montafon aufweisen, mit welchem Paznaun durch den alten Verkehr über das Zeinisjoch in Beziehung steht. Galtür ist zudem ein Gebiet der Walsersiedlung<sup>1)</sup>, so daß auch mit diesem Umstand das Fehlen der rätoromanischen Hausform in Zusammenhang gebracht werden könnte.

Unterhalb Zams verengt sich das Inntal und ist auf einer Strecke von etwa 7 km leer an Siedlungen. Die folgenden Ortschaften des Inntales bis zur schluchtartigen siedlungsleeren Enge, die beim Imster Bahnhof einsetzt, weisen keine Häuser des rätoromanischen Typus auf; zum Teil handelt es sich hier wohl um jüngere Siedlungen, wie die deutschen Ortsnamen erkennen lassen (Schönwies, Starkenberg). Auch sind die Bauern dieser Ortschaften nur mit verhältnismäßig kleinem Besitz ausgestattet, während das stattliche rätoromanische Haus doch nur von wohlhabenderen Grundbesitzern erstellt werden konnte.

Das Gurgltal, das am Westausgang der zuletzt erwähnten Talenge in das Inntal mündet, führt zum Fernpaß empor und war bereits in römischer Zeit von einer wichtigen, nach Augusta Vindelicum (Augsburg) führenden Straße durchzogen. Im südlichsten Teil des Gurgltales liegt das uralte Imst, das als oppidum Humiste bereits 763 genannt wird. Friedrich Stolz glaubt den Namen auf

<sup>1)</sup> Vergl. O. Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung von Tirol I. S. 773 f.

Grund seines Suffixes für illyrisch, also vorrömisch, ansehen zu dürfen. In Imst findet sich nur vereinzelt das rätomanische Haus; man darf aber wohl eine stärkere Verbreitung desselben für die Zeit vor dem großen Brand annehmen, der 1822 die meisten Gebäude zerstörte. Mischformen des rätomanischen Hauses begegnen in Tarrenz und Nasse-reith südlich des Fern, sodann in Lermoos und Biehlbach nördlich des Passes. Das Verbreitungsgebiet des rätomanischen Hauses und seiner Mischformen um Imst fällt mit einer Landschaft zusammen, die gegen das Oberinntal unterhalb der Mündung des Gurgltales durch eine siedlungsleere, von Pfarr- und Gerichtsgrenze durchquerte Talenge abgeschlossen ist, gegen Norden durch den ebenfalls siedlungsleeren alten Fernwald, gegen Westen durch die unwirtlichen Lechtaler Alpen, gegen Osten durch den Tschirgant und den steilen Abfall der Terrasse von Obsteig-Mieming begrenzt wird. In dieser von Naturgrenzen und Siedlungshindernissen umschlossenen Landschaft fallen uns wieder die vielen vordeutschen Orts-, Flur- und Alnnamen auf; die größeren Ortschaften und Weiler führen vordeutsche Namen: Imst, Tarrenz, Dormitz, Strat, Nassereith. Auch die Ackerterrassen kehren wieder. Arm an Denkmälern der älteren, vordeutschen Kultur ist hingegen die Landschaft nördlich vom Fern. Die Spuren des rätomanischen Hauses erklären sich hier nur aus alten durch den Verkehr über die alte Römerstraße vermittelten Kulturbeziehungen, die auch in der Zugehörigkeit der früher genannten Orte zur Pfarre und zum Gerichte Imst<sup>1)</sup> sich äußern.

Als Punkt östlichster Verbreitung des rätomanischen Hauses erscheint Telfs im Inntal. Hier fand ich noch ein Haus mit breitem Mittelflur, der der Durchfahrt zur Tenne dient, die im Stadl hinter dem Wohnhaus gelegen ist. Telfs ist nach Namen und prähistorischen Funden eine uralte Siedlung, das Vorhandensein eines romanischen Bevölke-

<sup>1)</sup> Vergl. Tinkhauser-Rapp, Beschreibung der Diözese Brixen III. 417; O. Stolz, Landesbeschreibung I. 515.

rungelementes ist, wie oben erwähnt wurde, noch für das 12. Jahrhundert erweislich.

Weit größer als das Verbreitungsgebiet des rätomanischen Hauses ist jenes des Westtiroler Mittelflurhauses und Mittelflur-Einbaues. Im oberen Inntal bis herab in die Gegend von Telfs begegnet es häufiger als ostwärts von Telfs, wo das frontteilige Einheitshaus vorherrscht, bei welchem die Aufteilung des Hausraumes zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil an der vorderen, giebelseitigen Hauswand ersichtlich wird. Diese Westgrenze des häufigeren Auftretens des Mittelflurhauses fällt zusammen mit der Ostgrenze jener größeren Insel von ing-Namen, die sich im Inntal zwischen Zirl und Telfs findet. Die ing-Namen sind zwar im Inntal nicht auf dieses Gebiet beschränkt, sondern treten auch östlich und westlich desselben auf, hier aber nur vereinzelt, nicht mehr in geschlossener Masse<sup>1)</sup>. Stärker verbreitet ist das Mittelflurhaus auch in ganz Deutsch-Südtirol, doch wird sein Auftreten nordwärts von der mannigfach bedeutsamen Kulturgrenze, welche die Eisakenge südlich Sterzing bildet, soviel ich heute feststellen kann, spärlicher. Es begegnet auch noch im Wipptal nördlich des Brenners (Tal der Sill), wird aber gegen das Inntal hin immer seltener und durch die im mittleren Inntal zwischen Telfs und Zillermündung herrschenden Formen des Einbaues ersetzt. Nach meinen bisherigen Beobachtungen fällt das Gebiet stärkerer Verbreitung des Westtiroler Mittelflurhauses und Mittelflur-Einbaues zusammen mit Landschaften, in welchen sich rätomanisches Kulturleben länger erhalten hat.

Um die Beziehung dieser Hausform zu einem bestimmten Volkstum besser zu erkennen, dürfte es sich empfehlen, die

<sup>1)</sup> Das Gebiet zwischen Telfs und Zirl umfaßt die Dörfer Flaurling, Polling, Hatting, Inzing und Leiblfing, westwärts Telfs liegen benachbart Mieming und Wildermieming und, getrennt von diesen, nahe der Öztalmündung Haiming, während östlich von Zirl als echter ing-Name nur mehr Hötting bei Innsbruck sich findet.

Verbreitung einzelner, dem rätoromanischen Haus zukommender Merkmale genauer zu verfolgen.

Dem rätoromanischen Haus Graubündens wie Tirols eigen ist die eigenartige Form des über die Küchenwand erkerartig hinausgebauten Backofens (s. oben S. 311), der dann auch bei verwandten Hausformen zur Anwendung kommt. Wo die Küche im Erdgeschoß gelegen ist, ruht der Backofenbau auf dem Boden. Dachler<sup>1)</sup> schildert als Verbreitungsgebiet des erkerartig gebauten Backofens die Gegend zwischen Imst und Nauders, den Vinschgau, Sulz- und Nonsberg, das Etschtal südlich von Kaltern, ferner das Gebiet der Dolomitentäler von Fleims ostwärts bis Cortina d'Ampezzo. Der vorgebaute Backofen kommt außerdem noch vor im Inntal unterhalb Imst und in seinen großen Nebentälern. Im Ötztal ist diese Backofenform heute selten, ältere Leute bezeugen aber, daß der Erkerbackofen früher sehr verbreitet war<sup>2)</sup>. Der vorspringende Backofen reicht ostwärts bis in die Gegend von Zirl; östlich von Zirl ist diese Anlage eine seltene Ausnahme. Ich fand sie ganz vereinzelt bei einem Haus in Götzens, hier war der Backofen nicht erkerartig über die Hausmauer hinausgebaut, sondern ruhte, da die Küche im Erdgeschoß lag, auf dem Boden. Wenn auch die Möglichkeit eines vereinzelt Vorkommens bei dem einen oder anderen Haus nicht in Abrede gestellt werden kann, so ist doch die Ostgrenze des stärkeren Verbreitungsgebietes bei Telfs unbestreitbar. Nach Norden hin fand ich Belege für die Verbreitung des hinausgebauten Backofens noch in Tarrenz am südlichen Zugang zum Fern. Gegen Westen hin ist der vorspringende Backofen vom tirolischen Inntal und vom Engadin her ins Stanzertal (westwärts bis St. Anton) und ins Paznaun eingedrungen, doch tritt er in letzterem nur selten auf. Im mittleren Etschtal ist er nicht

<sup>1)</sup> Bauernhaus in Österreich-Ungarn S. 130.

<sup>2)</sup> Mitteil. des Herrn Pfarrers Suitner in Sölden und des Herrn Rates A. Marberger in Umhausen.

häufig zu sehen, die Übung, das Brot nicht mehr selbst zu backen, sondern beim Bäcker zu kaufen, mag hier wie anderwärts in verkehrsreicheren Gebieten zum Verschwinden des Backofens beigetragen haben. Auf der Hochfläche des Tschöggelberges (linke Seite des Etschtales zwischen Meran und Bozen) ist er ebenfalls selten; der außerhalb des Hauses als eigene Baulichkeit errichtete Backofen ist — wenigstens in der Umgebung von Mölten — öfters anzutreffen. Häufiger ist der vorspringende Backofen auf der Hochfläche des Rögglberges (Aldein, Deutschnofen); auf der rechten Seite des mittleren Etschtales finden wir im Tal Ulten den Backofen dieser Anlage vorherrschend. Auffallend ist das Fehlen des vorspringenden Backofens im ganzen inneren Sarntal, im Gebiet typischer deutscher Einzelhofsiedlung und ausschließlich deutscher Hofnamen<sup>1)</sup>. Im unteren Eisaktal ist der vorspringende Backofen stark verbreitet; auch für diese Bauform macht sich im Norden die bereits erwähnte Kulturgrenze der Eisakenge geltend. Vorspringende Backöfen begegnen noch öfters in und bei den alten Siedlungen von Mauls, Stilfes und Trens, die am Nordausgang der Enge liegen, in der Gegend um Sterzing und im Wipptal nördlich des Brenners kommt er nur mehr einzelt vor, doch konnte ich nordwärts sein Auftreten noch bis ins Navistal (bei Matrei) feststellen. Besonderes Interesse bietet die Verbreitung des vorspringenden Backofens in den von den Ladinern bewohnten Dolomitentälern: Fascha, Gröden, Enneberg und Buchenstein, sowie in Ampezzo und Fleims, welche zwei Tallandschaften, wenn in ihnen auch die Italianisierung schon erhebliche Fortschritte gemacht hat, immer noch auch in der Sprache den alten ladinischen Charakter deutlich erkennen lassen. Von Enneberg ist diese Art des Backofens nordöstlich bis nach Reischach südlich Bruneck (Pustertal) vorgedrungen, wo ich ihn aber nur noch bei einem einzigen Haus fand. Ins

<sup>1)</sup> Vergl. Wopfner, Deutsche und vordeutsche Siedlung in Deutschsüdtirol. Zeitschr. f. Deutschkunde, Jg. 1926, S. 454 ff.

Pustertal ist er vom Eisaktal her vorgedrungen und wird gegen Osten immer seltener. Im Haupttal ist mir östlich von Pfalzen bei Bruneck kein Fall seines Auftretens bekannt geworden, wohl aber traf ich ihn noch in den weiter ostwärts liegenden Nebentälern des Pustertales, im Tauferertal und vereinzelt noch zu Wiesen in Gsieß. Weiter ostwärts herrscht entweder der als selbständiges Bauwerk errichtete Backofen oder ist der Backofen nach der in Kärnten und Steiermark üblichen Art in den Herd eingebaut. Das Haus Wälschtirols, d. h. des geschlossenen italienischen Sprachgebietes südlich von Salurn, kennt den vorspringenden Backofen nicht, wohl aber findet er sich noch an der Sprachgrenze in den deutschen Ortschaften Truden und Altrei<sup>1)</sup>.

Sowohl im Siedlungsgebiet der Weströmanen Graubündens als in den von den Ladinern (Ostromanen) bewohnten Gebieten tritt also diese Form des Backofens häufig auf. Auch in jenen Gebieten, die wie das untere Eisaktal oder der Vinschgau den romanischen Charakter verhältnismäßig länger gewahrt haben, ist er stark verbreitet. Das Inntal ober Imst, der Vinschgau, das untere Eisaktal und die von Ladinern bewohnten Dolomitentäler erscheinen als Kerngebiet seiner Verbreitung. Im Etschtal zwischen Bozen und Meran dürfte er früher wohl auch stärker verbreitet gewesen sein, wie das häufige Vorkommen in den Nebentälern Passeier und Ulten wahrscheinlich macht. Von diesem Kerngebiete aus läßt sich eine Ausstrahlung unter Einwirkung des Verkehrs auf den alten Römerstraßen beobachten: Längs der Römerstraße über den Fern drang er gegen diesen Paß, längs der Brennerstraße gegen Norden bis nahe ans Inntal heran und längs der Straße durch das Pustertal in diesem Tal ostwärts bis zum alten Grenzgürtel zwischen Slaven und Bajuwaren, dem Hochpustertal vor. In diesem Grenzgürtel und östlich desselben ist durch die slavische Überflutung das romanische Kultur-

<sup>1)</sup> Vergl. Baragiola, La casa villereccia delle colonie tedesche Veneto Tridentine (Bergamo 1908), S. 146, 148.

leben gründlich zerstört worden, während zwischen Bayern und Romanen ein Kulturausgleich stattfand<sup>1)</sup>.

Die Beobachtungen über die Verbreitung des vorspringenden Backofens zusammenfassend können wir feststellen, daß er vor allem dort begegnet, wo rätoromanisches Volkstum noch heute fortlebt oder doch verhältnismäßig lange sich zu behaupten vermochte. Über dieses Kerngebiet seiner Verbreitung hinaus ist der Erkerbackofen längs bedeutender Verkehrswege vorgedrungen. Dem volkstümlichen Haus im ältesten deutschen Siedlungsgebiet Tirols wie auch dem Haus des italienischen Siedlungsgebietes ist diese Bauform unbekannt.

Häufig tritt sowohl in der Schweiz wie in Tirol eine bestimmte Art der Dachdecke in Verbindung mit den rätoromanischen Hausformen auf. Während nämlich in ganz Deutschtirol das flache Legschindeldach vorherrscht, macht sich im Verbreitungsgebiet der rätoromanischen Häuser sowohl Graubündens wie Tirols bei älteren Bauten ein steileres, mit Brettern gedecktes Dach bemerkbar. Die Verbreitung dieser Dachform konnte ich nach Westen bis in die Gegend von Telfs verfolgen. Auch in den Nebentälern des Inntales, im Ötztal und Pitztal läßt es sich beobachten. Da es gerade auch bei sehr alten Häusern und ursprünglichen Baulichkeiten (Almhütten) auftritt, dürfen wir dieser Form der Dachdecke wohl ein höheres Alter zusprechen. Im Vinschgau scheint es nach meinen bisherigen Beobachtungen nicht verbreitet zu sein, das Gleiche gilt für Südtirol im allgemeinen, abgesehen von einer bemerkenswerten Ausnahme: In den von Ladinern bewohnten Dolomitentälern Fascha, Gröden, Enneberg beobachtete ich eine Form des Bretterdaches, die sich mit jener des Oberinntales völlig deckt. Auf Voralmhütten des Durontales (Fascha) begegnen beispielsweise Steildächer, die mit Brettern gedeckt sind und in ihrer Art jenen des Oberinntales entsprechen; innerhalb der

<sup>1)</sup> Vergl. Wopfner, Die Reise des Venantius Fortunatus durch die Ostalpen. Schlernschriften Heft 9 (Innsbruck 1925), S. 405.

Dauersiedlungen an den bäuerlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden läßt sich häufiger ein Dach feststellen, das zwar geringeren Neigungswinkel aufweist und zum Teil mit steinbeschwerten Legschindeln eingedeckt ist, an seinem Rand aber noch die Bretterdeckung aufweist. In auffallender Weise trifft also das Bretterdach — wenn auch nur als Relikt — mit Gebieten zusammen, in welchen heute noch das rätoromanische Volkstum herrscht wie im Engadin und bei den Ladinern der Dolomiten oder in welchen das rätoromanische Element länger bestehen blieb.

Verschiedene Hausformen des Oberinntales zeigen eine eigenartige Gestaltung des Giebelfeldes im Wohnbau. Das Ständerwerk desselben erweist sich zuweilen als ein wahres Kunstwerk der Zimmermannstechnik. Auch das rätoromanische Haus besitzt öfters solche kunstreiche Ständerwerksgiebel, während andererseits die Vermauerung oft auch noch im Giebelfeld ihre Fortsetzung gefunden hat. Eine auffallende Erscheinung beim Ständerwerkgiebel des Oberinntales ist es nun, daß das Ständerwerk ohne Verschalung durch Bretter bleibt, so daß der Dachraum offen steht. Baumeister in seinem trefflichen Buch „Das Bauernhaus des Walgauer und der Walserischen Bergtäler Vorarlbergs“ sieht den offenen Ständerwerkgiebel als charakteristisch an für das Werdenfeller Land, für Oberinntal und Vinschgau und erwähnt sein Vorkommen im Vorarlbergischen Walgau (= Walchengau)<sup>1)</sup>. Das offene Giebelfeld ist aber über den Vinschgau hinaus auch im mittleren Etschtal verbreitet, ebenso im unteren und oberen Eisaktal bis hinauf in die Umgebung von Sterzing. Auch im westlichen Pustertal (um Terenten) und in den ladinischen Dolomitentälern Gröden und Fascha ist es nicht unbekannt. Im Unterinntal fehlt es im Wohnbau durchaus und gehört auch beim Wirtschaftsgebäude zu den Ausnahmen. An der Ostgrenze des

---

<sup>1)</sup> S. 50. Dachler im Textband zum österreichischen Bauernhauswerk (S. 108) spricht von einem beispielsweise Vorkommen des offenen Dachraumes im Oberinntal.

Oberinntales begegnet uns der unverschaltete Ständerwerkgiebel noch im Sellraintal (St. Quirin und Almintalm im Fotschertal). Auch bei älteren Häusern des Stubaitales traf ich vereinzelt den offenen Dachraum. Dem oberen Pustertal und Drautal fehlt er meines Wissens.

Es muß befremden, daß trotz der klimatischen Verhältnisse eines Teiles der als Verbreitungsgebiet des offenen Dachraumes genannten Landschaften diese Bauform platzgreifen konnte. Die Kälte dringt durch den offenen Dachraum leichter ins Haus, der Wind vermag in der rauhen Jahreszeit trotz des vorspringenden Daches den Schnee in den Dachraum zu treiben. Zur Erklärung des offenen Giebelfeldes wurde Verschiedenes angeführt. Baumeister<sup>1)</sup> glaubt, der Dachraum sei ursprünglich zu dem Zweck offen gehalten worden, um dem Rauch einen guten Abzug zu verschaffen. Er denkt hierbei offenbar an die Einrichtung der alten Rauchhäuser, welche den Kaminschlott noch nicht kannten, bei welchen vielmehr der Rauch aus dem Herdraum durch einen eigens eingerichteten Rauchboden in den Dachraum aufstieg und von hier aus sich den Weg ins Freie suchen mußte. Es ist jedoch nicht wohl einzusehen, warum für den Rauchabzug das ganze Giebelfeld offen gelassen wurde, da doch zur Ermöglichung des Rauchabzuges die Aussparung einzelner Öffnungen vollauf genügt hätte, wie denn auch tatsächlich bei den Rauchhäusern Kärntens und Salzburgs nur einzelne kleinere Öffnungen für den Rauchabzug vorhanden sind<sup>2)</sup>. Dachler<sup>3)</sup> glaubt, daß die Offenhaltung den Zweck einer guten Austrocknung der im Dachraum eingelegten Vorräte bezwecke. Diese Erklärung stimmt auch mit gelegentlichen Angaben bäuerlicher Bewohner solcher Häuser überein. Es mag immerhin zugegeben werden, daß der offene Dachraum heute — namentlich in Gegenden

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 50.

<sup>2)</sup> Vergl. Eigl, Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser mit besonderer Berücksichtigung der Feuerungsanlagen. 2. Aufl. (1906), S. 21 und 28 f. Vergl. auch Bancalari a. a. O. Tafel IV, Fig. 55 und 56.

<sup>3)</sup> Textband S. 108.

mit Maisbau — solchem Zweck dient, aber daß in Gegenden mit klimatischen Verhältnissen, wie sie das Oberinntal oder das am nördlichen Alpenrand gelegene Werdenfelser Land aufweist, der offene Ständerwerkgiebel im Hinblick auf diesen Zweck entstanden sein soll, halte ich für ganz unwahrscheinlich. Es ist einmal zu bedenken, daß der Aufbewahrung von Vorräten in erster Linie der Stadl dient, nicht der Dachraum des Wohnteiles; es werden ja allerdings heute im Inntal die Türken- oder Maiskolben nach der Ernte gelegentlich im Dachraum zum Austrocknen aufgehängt, wenn der eigentliche Trockenplatz, der „türghanger“ an der Außenseite des Hauses, hiefür nicht ausreicht. Man gewinnt aber nicht den Eindruck, daß der Dachraum von Anfang an der Trockenraum war. Zudem ist, soviel mir über das Alter des Maisbaues im Oberinntal bekannt wurde, dieser jünger als der Ständerwerksgiebel. Vor allem spricht jedoch gegen Dachler's Erklärungsversuch der Umstand, daß der offene Dachraum bei hoch gelegenen Häusern außerhalb des Bereiches des Maisbaues, ja selbst bei Almhütten, deren Dachboden für die Vorratsverwahrung nicht in Betracht kommt, begegnet.

Es erscheint daher näher liegend die Entstehung des offenen Dachraumes in Gegenden mit günstigerem Klima zu verlegen. Im Süden Tirols findet sich der im Giebelfeld offene Dachraum häufig, so z. B. in besonders schöner Entwicklung in dem von Italienern bewohnten Judikarien<sup>1)</sup>. Bei alten Häusern mit steilem Strohdach dient der hohe Dachraum als Ersatz für die hier fehlende räumlich vom Wohnbau gesonderte Scheuer; bei Häusern mit dem jüngeren, flachen Ziegeldach ist der Dachstuhl auf niedrige Pfeiler gestellt, so daß der Dachraum genügende Höhe erhält und die Vorräte aufnehmen kann. Die Frage, seit wann der offene Dachraum auch in den nördlicheren Teilen der Alpen auftritt, läßt sich schwer entscheiden.

<sup>1)</sup> Vergl. auch v. Hohenbruck und Romstorfer, Landwirtschaftliche Bauten des kleinen Grundbesitzes in Österreich (1878), Tafel 6 und S. 3.

Durchwegs tritt er hier bei älteren Häusern auf, während er bei neueren fehlt. Daß er sogar bei Almhütten vorkommt, wo er geradezu zweckwidrig ist, spricht für ein hohes Alter, da die Bauweise der Almhütten in dieser wie in anderen Beziehungen an alte, ursprüngliche Formen anknüpft. Unter diesen Umständen ist es nicht ausgeschlossen, daß der offene Dachraum bereits in vordeutscher Zeit bei der rätoromanischen Urbevölkerung dieser Alpenlandschaften unter Einwirkung kultureller Einflüsse aus dem Süden üblich geworden war. Die Verbreitung dieser Bauform würde mit solcher Annahme in gutem Einklang stehen; treffen wir doch den offenen Dachraum in einem Gebiet, das — mit Einschluß des Werdenfelser Landes, eines Bestandteiles des alten Walchen- oder Wallgaves — römisches Wesen länger wahrte als andere Landschaften Tirols und Südbayerns und durch zwei alte Römerstraßen mit dem Süden verbunden war.

Beim rätoromanischen Haus des Engadin fällt an der Hinterwand des Stadels ein erkerartiger Vorbau auf, der als *clina*, *talina* oder *tsuffa* bezeichnet wird<sup>1)</sup>. Die gleiche Einrichtung kehrt auch im angrenzenden Tirol wieder, beschränkt sich aber in ihrem Vorkommen keineswegs auf die Häuser des rätoromanischen Typus sondern kehrt bei verschiedenen Hausformen wieder. Bei manchen Bauten dehnt sich der Vorbau über die ganze Stadtbreite aus. Im Oberinntal wird dieser Zubau als *pallhaus* bezeichnet, weil in ihm die *palle*, das sind die Abfälle des mit der Windmühle gereinigten Getreides, aufgehäuft werden. *Palle* leitet Schöpf<sup>2)</sup> vom lateinischen *palea*, Spreu her. Im *pallhaus* ist regelmäßig die Windmühle untergebracht.

Im Inntal fand ich diese Bauform in östlichster Verbreitung am Flaurlingerberg. Auch im oberen und unteren Vinschgau bis herab in die Gegend von Tschars konnte ich sie beobachten. Auch im Sarntal traf ich sie, es ist mir aber

<sup>1)</sup> Vergl. Hunziker a. a. O. III., S. 30, 125, 260 f.

<sup>2)</sup> Tirolisches Idiotikum, S. 485.

nicht erinnerlich, ob in dem zwischen Vinschgau und Sarntal liegenden Landschaften, das *pallhaus* auftritt; auch im Sarntal bildet sein Auftreten nicht die Regel.

Neben dem Stubenofen des Engadinerhauses und zwar im Raum zwischen Ofen und Stubenwand führt eine Stiege zur Decke und durch ein verschließbares Loch in derselben zur Kammer ober der Stube<sup>1)</sup>; die gleiche Einrichtung kehrt im tirolischen Oberinntal wieder, das Loch in der Decke wird als *fölloch* bezeichnet. Ich traf diese Einrichtung im ganzen obersten Inntal bis hinab in die Gegend um Haiming, ebenso im Pitztal, in der Umgebung um Imst vermochte ich sie zwar bisher nicht nachzuweisen, doch möchte ich kaum bezweifeln, daß sie auch hier anzutreffen ist oder doch war; nördlich vom Fern im Gebiet von Zwischentoren und im Lechtal kehrt sie wieder, ebenso in den Nebentälern des Lechtales, in Pfafflar-Bschlabs und in Gramais, die seit alters kirchlich und gerichtlich zu Imst gehörten. Neben die Bezeichnung *fölloch* tritt hier auch *kammerloch* auf. Wie weit diese Ofenstiege auch im Vinschgau verbreitet ist, vermag ich derzeit nicht zu sagen.

Bei den besprochenen Bauformen zeigt sich der Verkehr als Ursache ihrer Ausbreitung nach bestimmten Richtungen stark wirksam. Die uralten Verkehrswege über Brenner, Reschen-Scheideck und Fern sowie durch das Pustertal sind starke Vermittler von Kultur und Kulturformen. Daneben erweisen sich aber auch starke Beziehungen zwischen Bauform und völkischer Zugehörigkeit der Siedler. Wie im Schutz der inneralpinen Landschaften West- und Südtirols rätoromanisches Volkstum sich gegen die Germanisierung vom Norden her und gegen die Italianisierung vom Süden her länger zu behaupten vermochte, ja in ein-

<sup>1)</sup> Vergl. Hunziker a. a. O. III., S. 245; ferner Goldstern, Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden (Wien 1922), S. 84.

zelen Landschaften noch heute fortlebt, so blieben hier auch Kulturformen erhalten, deren enge Verbindung mit rätomanischem Volkstum kaum bestreitbar ist. Zu solchen, völkisch bestimmten Kulturformen wäre nach den obigen Ausführungen das rätomanische Haus, der über die Hauswand vorspringende Backofen und der offene Ständerwerkgiebel und vielleicht auch das steile Bretterdach zu zählen. Zweifelhaft erscheint die Beziehung zum rätomanischen Volkstum bei der Ofenstiege, die wir ja auch im spät besiedelten, rein deutschen Siedlungsgebiet des Lechtales und bei den Walsern Vorarlbergs<sup>1)</sup> antreffen. Ebenso können solche Beziehungen für das *pallhaus* nur vermutet werden.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit hat sich in den inneralpinen Landschaften Tirols nördlich und südlich vom Brenner das illyrische Volkstum, rings umbrandet von den Wogen keltischen Volkstums, erhalten; auch die vorgeschichtlichen Funde dieser Landschaften lassen diese Landschaften als ein Gebiet eigenartiger Kultur von den Landschaften am Alpenrand im Norden und Süden sich abheben<sup>2)</sup>. Die Verbreitung der vorhin geschilderten Merkmale des Hausbaues läßt erkennen, daß diese kulturelle Sonderstellung des inneralpinen Gebietes unter anderem im Hausbau auch über das Mittelalter hinaus sich erhalten hat.

<sup>1)</sup> Vergl. Baumeister a. a. O. S. 90.

<sup>2)</sup> Vergl. F. Stolz, Urbevölkerung Tirols 45 ff.; Merhart, La Tène-Funde aus Tirol. Wiener Prähist. Zeitschr. 13. (1926), S. 81.

## **Inhalt.**

	Seite
I. Einleitung . . . . .	289
II. Das rätromanische Haus und seine Entwicklung auf dem Boden Westtirols . . . . .	299
III. Die Verbreitung einzelner Bauformen und ihre Beziehung zu Volkstum und Verkehr . . . . .	312
Beilage 1 [Abbildung 1–2], (Benennungen für Hausteile).	
Beilage 3, Karte (Verbreitung des rätromanischen Hauses und des vorspringenden Backofens in Tirol).	

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1928

Band/Volume: [008](#)

Autor(en)/Author(s): Wopfner Hermann

Artikel/Article: [Über die Beziehungen von Hausform und Volkstum \(mit 4 Figuren, einer Beilage, einer Bildtafel und einer Karte\). 287-333](#)